

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 52

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Maria Lenzen Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Edelgard Moers



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 52

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 52

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei
gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2015 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-1124-2

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

I. Lyrik (aus dem handschriftlichen Nachlass)

Vorwort	9
Märznacht	10
Frühlingsnahen	11
Frühlingsboten	12
Die erste Schwalbe	13
Die Talglocke	14
Des Liebsten Nachtlid	15
Klangschrei	16
Heimkehr	17
Die Heitere	18
Heimweh	19
Ersehnter Frühling	20
Schlaf und Traum	21
Die Hoffnungslose	22
Abschied	23
Morgenreise	24
Die fremde Heimat	25
Der Kirchhof	26
Festabend	27
Die Rose	28
Trübe Morgen, helle Tage	29
Schmerzenfrühling	30
Der Redner	31
Ahnung	32
Stern und Wolke	33

Wißbegierde	34
Nachtgesang	35
Waldesnacht	36
Der besiegte Sieger	37
Die Waldkapelle	38
Klage des letzten Hünen	39
Fischerlied	41
Welledas Lied	42
Die Blüte	43
Der Mondstrahl	44
Beseelter Frühling	45
An einem Frühlingsabend	46
Nachklänge	47
Ermütigung	48
Der einzige Freund	49
Gebet (1870)	50
An dich allein (1871)	51
An Ignaz	52
Gute Nacht	53
Winterbild	54
Die ewige Lampe	55
Täuschung	57
Waldblume	58
Ueberdruß	59
Gebet	60
Der Frauen Dank	62
Mairegen	63

Abendstimmung	64
Waldritt	64
Frühlings Erwachen	65
Der Brief	66
Die Genesung	67
Einladung	68
Willkommen	69
Am Waldrand	70
Spröder Lenz	71
Befreit	72
Ewig still	73
Schmiedelied	74
Ein dürrer Ast	75
Schutz und Schirm	76
In tiefer Nacht	77
Die Lieb allein	78
Buntes Laub	79
Blüh weiter	80
Gebrochene Fesseln	81
Weckruf	82
Mondaufgang	83
Die wilde Mutter	84
Mairose	85
Schlummerlieder	86
Aus den Winterliedern	87
Aus den Frühlingsliedern	88
Aus den Sommerliedern	89
Aus den Herbstliedern	90

Das Ende	91
Auszug aus der Pantellaria	
Einleitung	92
Aus den letzten Gesängen	93
Der Trank des Lebens	95
Zum zweihundertjährigen Jubiläum des Gymnasiums Petrinum in Dorsten	96
II. Prosa	
Auszug aus der Novelle »An der Balkenfurth«	99
III. Biografisches	
Auszüge aus zwei Briefen an ihre Nichte Elise Naegele	111
Nachwort	113
Benutzte Literatur	134
Bibliografie Maria Lenzen	135
Textnachweise	139
Abbildungsverzeichnis	140

I. Lyrik
(aus dem handschriftlichen Nachlass)

Vorwort

Was ich vor vielen Jahren einst empfunden,
Was mir die Musen freundlich jetzt gesandt,
Ihr haltet es vereint in Eurer Hand:
Gedank und Sprache so verschiedner Stunden.

Das Leben trennt, was fest sich wähnt verbunden;
Jetzt ist uns fremd, was kaum uns nahe stand!
Ja, unser eignes Sein scheint umgewandt;
Denn willenslos gehorchen wir den Stunden.

So mag auch ich gerühmet und beklagt
Ein Schicksal haben; – mag so Lust als Leid
An einem einzigen Gegenstand besingen:

Doch hab ich es vertrauensvoll gewagt,
Die Lieder, bunt und ordnungslos gereiht,
Mit leisem Flehn um Nachsicht Euch zu bringen.

Märznacht

Brausend wankt der Föhrenwald;
Schäumend steigt die Flut!
Gelber Blitze Glut
Zuckt, und ferner Donner hallt!

Vor des Sturmes blinder Macht
Stirbt der Sterne Schein,
Hüllt der Mond sich ein.
Finster ist die wilde Nacht!

Denn der Erde neue Kraft
Braust in blindem Mut,
Bis sie selig ruht,
Lächelnd Duft und Farben schafft.

Frühlingsnahen

Der erste Lerchenschlag aus klaren Lüften,
Des ersten Veilchens duftig Wunderblühen,
Des ersten Wandervogels muntres Ziehen,
Ein junges Lamm auf zart begrüntem Triften!

Die Silberwolken, die das Blau durchschiffen,
Des Abendhimmels dunkles Purpurglühn,
Die Blitze, die den Wetterern schon entsprühn,
Dies reiche Spiel von Tönen, Farben, Düften!

Wohl deutet es auf nahe Zauberstunden,
Die einst mein Herz erfüllt mit süßem Ahnen
Und schmerzlich jetzt mich an Verlorne mahnen.

Doch bluten sanfter meine tiefen Wunden.
Denn was einst Freuden schuf dem jungen Herzen,
Bringt jetzt ihm Trost in hoffnungslosen Schmerzen.

Frühlingsboten

Leise öffnet sich der dunkle Grund;
Blümchen wagen schüchtern sich ins Freie.
Weiße Glöckchen winken hier auf neue,
Goldne Krokus, Primeln hell und bunt!

Schon ertönet von der Vöglein Mund
Laut des nahen Lenzes frohe Weihe:
Wie er allen Licht und Lust verleihe,
Glanz und Duft durchblühn das weite Rund!

Freudig botst du einst die ersten Keime
Eines neuen Erdenfrühlings mir;
Ach, jetzt lächelt schon ein ewiger dir!

Aber freundlich zaubern süße Träume
Jenen Lenz der Liebe mir zurück,
Und ich lächle dem verlorenen Glück.

Die erste Schwalbe

Vom fremden Lande, von entfernter Küste,
Weit über Meere, durch die blaue Luft,
Bald über Gärten, reich an Blüt und Duft,
Dann durch die tote, unwirtbare Wüste:

Kamst du, die freudig jedes Auge grüßte,
Der jede Lippe ein Willkommen ruft;
Denn Sonnenglanz und Wärme füllt die Luft,
Wenn deinen Flügelschlag ihr Atem küßte.

Komm, baue traulich dich an unsre Hütte,
Du sichere Botin goldner Frühlingszeit!
Dir sei ein gastlich Plätzchen gern geweiht.

Folgt doch die Freude immer deinem Schritte.
Der schöne Lenz, der manche Lust mir gab,
Schmückt mir jetzt freundlich ein geliebtes Grab.

Die Talglocke

Glöcklein im Tale! dir hab ich vertraut
Oft meiner Sehnsucht still heimlichen Laut!
Trage ihn treulich zum Himmel hinan;
Trauernde Liebe bereitet die Bahn.

Glöcklein im Tale! dein klares Getön
Schwebt über steile und felsige Höhn;
Dringt in die Lande und über das Meer,
Lautet so traulich und schallet so hehr!

Glöcklein im Tale! du redest mir zu.
aber ich finde nicht Friede und Ruh,
Was mir dein tröstender Klang auch gesagt,
Bis du die Grüße dem Fernen gebracht.

Glöcklein im Tale! nun bist du verhallt.
Abendlicht schwindet, es dunkelt der Wald;
Alles ist still, nur mein Herz ist noch wach,
Halt deine Töne so schmerzenvoll nach.

Des Liebenden Nachtlid

Ihr Sterne, goldne Sterne,
Ihr spiegelt euch im Tau,
Ihr blickt von eurer Höhe
Tief in des Stromes Blau.

Wär ich ein Sternlein golden,
An heitrer Himmelsau,
Ich tränk die süßen Tränen
Von ihrem Auge blau.

Ich schlief auf ihren Wangen,
Der schönsten Rosenau;
Ich sög von ihrem Munde
Den süßen Blütentau.

Ich blickt ihr durch das Auge
Tief in das Herz hinein,
Und all mein Leuchten wäre
Für sie, ach, sie allein!

Klagschrei

Den Gram aus wild zerrißnem Herzen,
Ich möcht ihn in die Saiten legen!
Doch, wie sich bebend Töne regen,
Es spricht kein Ton von diesen Schmerzen.

Das Weh, das mir die Brust durchwühlet,
O, daß es euch ein Lied erzähle!
Doch, wie sich bebend Töne regen,
Kein Hauch, der diese Flammen kühlet.

Kein Blick, kein Wort, kein Laut auf Erden,
Der mein unendlich Leid enthüllet!
So mag, was mir vom Munde quillet,
Wohl ein zerrißner Schrei nur werden.

Heimkehr

Da bin ich in der Heimat nun.
Hab doch die Brust voll Schmerzen.
Kann nimmer rasten, nimmer ruhn
Mit todesmüdem Herzen.

Ihr Wolken auch, ihr eilt so sehr.
Der Nord schwellt eure Flügel.
So grüßt mir, hab nichts Liebres mehr,
Das Gras auf ihrem Hügel.

Die Heitere

Fragt nach dem Schmerz nicht, den ich fühle,
lasst mir das Lächeln auf dem Munde,
bis ich die glühend heiße Wunde
im kalten Arm des Todes fühle.

Forscht nicht nach dem, was ich verschweige,
freut euch der Lust, die mich umglühet.
Was soll's, wenn nur die Blume blühet,
ob sie sich auch auf Gräbern neige.

Heimweh

Zur Heimat zieht mich mein Verlangen.
Die Liebste find ich nicht mehr dort.
Sie ist hinweg, hinweg gegangen!
An einen stillen, dunklen Ort.

Doch ach, in dieser weiten Ferne
versteht kein Herz mein Herzensweh!
Hier scheinen kälter selbst die Sterne
von ihrer kalten, klaren Höh.

Die Heimat wird mein Sehnen stillen.
Sie nimmt ihr Kind in Mutterarm,
Wird mitleidvoll mir selbst verhüllen,
Ach, meinen tiefen, bittern Harm.

In ihren Schoß wird sie mich betten,
Deckt mich mit dichtem Rasen zu.
So wird sie vor mir selbst mich retten,
So bringt sie meinen Schmerz zur Ruh.

Ersehnter Frühling

Der Sage nach will es den Tod verkünden,
Wenn man von Frühlingsblüten träumt,
Und auf den öden Höhn, in starren Gründen
Der Winter lebensfesselnd säumt.

Mich hielt so lind ein lichter Traum umfassen
In stürmisch düstrer Winternacht.
Ein Zauberglanz war vor mir aufgegangen.
Die Blumen waren all erwacht.

So sollen ihre Himmelsdüfte
Ihr Wunderglanz, so klar und rein,
Der Schmuck wohl meines Grabes sein?

O, wär dann Frühling, dass die Lüfte,
Die mir im Traum die Stirne kühlten,
Durch meines Hügels Blumen spielten.

Schlaf und Traum

Sanfter Schlummer ist gekommen,
Hat die Tränen abgeküßt,
Hat den Schmerz hinweggenommen,
Mit Vergessen mich gegrüßt.

Kam sein rascher, wilder Bruder,
Hat sein mildes Werk zerstört.
Hüpfend kam er, schmeichelnd lud er
Und ich folgte ihm betört.

Und er hat mit Lust umfassen,
Dem das Leben Qualen beut.
Ich genoss voll Glutverlangen,
Schwärmte arglos, hocheufreut.

Treulos floh er vor dem Morgen,
Ließ mir keinen Hoffnungsstrahl.
Doppelt fühl ich meine Sorgen,
Doppelt glüht nun meine Qual.

Die Hoffnungslose

Fragt nicht, warum die Brust verschlossen,
warum das Auge tränenleer.
Die Tränen sind dem Schmerz geflossen.
Die Hoffnungslose weint nicht mehr.

Fragt nicht, warum der Blick so öde,
warum die Stirn so tot und kalt.
Ach, mir verstimmt des Blickes Rede,
wie meine Seufzer sind verhallt.

Warum das Schweigen drückt die stillen
verschloßnen Lippen, dumpf und schwer? –
Wie könnt ich wohl mein Leid enthüllen? –
Ich habe keine Worte mehr.

Abschied

»Leb wohl, leb wohl, du trautes Tal!
Muss heute noch dich meiden.
Du Zeuge meiner tiefsten Qual,
wie meiner höchsten Freuden.

Dort schlummert auf der stillen Höh'
mein süßes Lieb schon lange.
Die Morgenwinde säuseln Weh,
die Wogen stöhnen bange.«

Morgenreise

So seh ich dich, mein trautes Tal,
Und grüße dich beim Scheiden,
Mit trübem Blick, zum letzten Mal,
Eh ich dich ganz muß meiden.

Noch säumt die Sonne tief und fern,
Mit ihr der späte Morgen.
Doch freundlich müssen Mond und Stern
Ihr lindes Licht mir borgen.

Die fremde Heimat

Einem fremden Stern entsprossen
Oder doch für ihn geboren,
Hält ein Kerker uns umschlossen
Diese Erde. Doch verloren
In der Sehnsucht bangen Träumen
Irrt der Geist zu fernen Räumen.

Darum leben Luftgebilde,
Von Erinnerung oder Ahnen,
In uns auf; um lieb und milde
An die Heimat uns zu mahnen,
Die wir unsern Himmel nennen;
Die wir lieben und nicht kennen!

Der Kirchhof

Die Erde grünt, die Sonne glüht,
Die Blumen werden wach.
Auch auf den Kirchhofs Grund erblüht
Der Frühling nach und nach.

Die Blüten dort, sie glänzen licht,
Sie duften leis und lind;
Und zum betauten Kranze flicht
Sie still ein armes Kind.

Lockt dich des Lenzes milde Pracht,
Die auf den Gräbern winkt? –
Sprich! oder ihre kalte Nacht,
Wo Herz und Schmerz versinkt?

Festabend

Wer hört es dieser Stille an,
Daß heut hier Jubeltöne schallten?
Wer siehst an dem verlaßnen Plan,
Daß heut hier frohe Menschen wallten?

Die Sterne, die durch Wolken schaun,
Sie merken nichts von Sonnenglänzen,
Und dieser Schatten nächtlich Graun
Schweigt von den Tages Blütenkränzen.

Doch du, mein Herz, du weißt es noch,
Daß heitre Stunden heut vergangen;
Du schlägst in vollern Schlägen noch,
Wie in Erinnerung und Verlangen!

Die Rose

Mich hält ein Traum umfassen;
Er war so klar und licht!
Die Rose sah ich prangen;
Die Dornen sah ich nicht.

Die Mutter brach die Blume
Und schmückte mir das Haar.
Ich stand im Heiligtume;
Ich kniete am Altar.

Und nahm aus lieben Händen
Ein goldnes Ringlein an;
Ich wollte eines spenden, –
Da war mein Traum getan!

Und tausend Schmerzen füllen
Die Brust, wie ich erwacht;
Ich sah das Land sich hüllen
In winterliche Pracht.

Auf einem Hügel wanken
Sah ich, im Mondenlicht,
Die dürren Dornenranken,
Die Rose sah ich nicht.

Trübe Morgen, helle Tage

Schwere Nebel sind gesunken,
Siegreich strahlt die Sonne droben;
Freudig will ich, hoffnungstrunken,
Dieses Tages Schönheit loben.

Schwer und trübe war der Morgen
Meines Lebens angebrochen;
Früh umhüllten mich die Sorgen,
Ward die Brust von Schmerz durchstoßen.

Nun erscheint ein Hoffnungsleuchten,
Ruh verheißend, Glück verkündend,
Mir zum erstenmal im feuchten
Aug der Freude Strahl entzündend.

Und wie auf den Nebelmorgen
Folgt sonnegoldene Stunden,
Folge Glück den frühen Sorgen,
Die ich kämpfend überwunden.

Schmerzenfrühling

Frühling enthüllt
Alle die Quellen
Lange verborgener Schmerzen;
Ach, und es quiellet
Wie blutige Wellen,
Wallend und heiß aus dem Herzen.

Was ich zu Grabe
Wähnte getragen,
Keimt mit dem sprossenden Laube.
Ach, warum habe
Ich mit meinen Klagen
Nicht mich gebettet im Staube?

Der Redner

Der Mächtigste von allen Erdenfürsten,
Der durch die einzig eigne Kraft gebeut,
Der brausend Flammen in die Seelen streut,
Daß Blinde selbst nach Licht nicht länger dürsten;

Der Allgewaltige, der mit Zaubertönen
Ein weites Reich sich überall gewinnt,
Dem alle Geister untertänig sind,
Der Herrscher im Gebiet des ewig Schönen:

Du bist es, der du mit der Stimme Wehen
Die Wölker lenkst, die Herzen dir erringst,
Das Dunkel hellst und unaufhaltsam dringst
Hinab zur Tiefe und erflegst die Höhen.

Dein Reich die Welt, wo du das Zepter führest,
Dein Ruf ein Donner, deine Wort ein Heer,
Dein Hauch ein Sturm, das Volk ein wogend Meer,
Das du besänftigst oder brausend rührest.

Ahnung

Wohl mußt ich früh mit banger Ahnung ringen,
Du würdest bald zum höhern Sein entschweben
Und freudig in die Heimat dich erheben,
Wenn mich der Erde Sorgen noch umfingen.

Denn oft, wenn wir durch Frühlingsauen gingen
Und freuten uns am neuerblühten Leben,
An frischer Kraft, an frohverjüngtem Streben,
An Glanz und Duft und an der Vöglein Singen;

Und ich den Blick auf Blütenhügeln weilen
Ließ, in der Täler buntem Lustgebiet,
Sah ich dein trunknes Aug zum Himmel eilen.

Begrüßt ich nur des Morgens goldne Strahlen,
Sahst du ein Himmelstor; und lustdurchglüht
Sah ich Verklärung schon dein Anlitz malen!

Stern und Wolke

Unstät eilt die Wolke weiter;
Heimatlos, stets wandelbar!
Fest am Himmel stehen heiter
Sterne, ewig licht und klar.

Fest! Ob sie der Sturm umhülle,
Glänze mild des Himmels Blau.
Fest! Der Nord erbraus, es fülle
Sanfter Blütenduft die Au.

Wie die Wolke schwebt die Freude
Wandelbar durchs Leben hin;
Heimatlos, im Pilgerkleide,
Unstät, ohne treuen Sinn!

Wie die Sterne – Lieb und Treue!
Ewig rein und mild und licht;
Ob der wilde Sturm auch dräue,
Ob der Frühling Kränze flicht.

Wißbegierde

Lernen kann ich tausend Dinge,
Die mir nichts, so gar nichts gelten:
Daß die kleinen Sterne Welten,
Daß das Licht die Farben bringe;

Daß wir um die Sonne schweben,
Daß dem Mond sie Licht verleihe,
Und wie groß die Erde sei,
Und wie viele Menschen leben.

Aber eine kleine Frage
Kann mir kein Gelehrter lösen,
Die ein Teil von meinem Wesen,
Die ich stets im Herzen trage.

Ob den Blicken auch zu trauen,
Redend in so holder Sprache,
Brechend in so süßer Klage –
Das so gern möchte ich durchschauen.

Keine Kunde kanns ermessen;
Dennoch muß ich es ergründen,
Oder bald ein Mittel finden,
Jene Augen zu vergessen.

Nachtgesang

Weht leise, leise, zarte Klänge,
Daß ihr nicht ihren Schlummer stört;
Daß sie die huldigen Gesänge
Nur mit dem Ohr der Seele hört!

Nur ihren Traum darfst du erhellen,
Mein zages, ehrfurchtvolles Lied,
Auf daß mit deiner Töne Wellen
Von dir auch die Erinnerung flieht.

Daß sie, erwacht, den Zauber preise
Des Schlummergeottes, feine Gunst,
Der ihr im Traume leise, leise
Geschmeichelt mit der Muse Kunst.

Waldesnacht

Es dringt kein Strahl durch diese Zweige,
Kein Schimmer bricht in diesen Grund.
Verschlungen sind hier Buch und Eiche
Zu undurchdringlich festem Bund.

Hier schläft ein ewiger Abendschatten,
Ruht stete Dämmerung, mild und weich;
Kein Laut tönt auf den stillen Matten,
Das ist der Liebe echtes Reich.

Auf ewig möcht ich mich versenken
In diese sanfte grüne Nacht,
Nur an dein holdes Auge denken,
Das hier als einziger Stern mir lacht.

Der besiegte Sieger

Er war der Sieger über alle!
Stolz steht er in der Ritter Kreis.
Die Mächtigsten bracht er zu Falle,
Sein starker Arm errang den Preis.

Der Herold führt zum lichten Throne
Den ruhmgekrönten Kämpen hin,
Daß aus der Fürstin Hand, ihn lohne
Des Tages herrlichster Gewinn.

Die gürtet ihn mit goldnem Schwerte,
Sein trotziges Auge trifft ihr Blick –
Da sinkt es blöd und bang zur Erde;
Er ist besiegt – o Mißgeschick!

Die Waldkapelle

Im Eichenrund, im tiefen Waldesdunkel
Steht die Kapelle, klein und grau und alt.
Sie birgt kein glänzend Bild, kein Goldgefunkel,
Kein klares Glöcklein, das gen Himmel hallt.

Der Blätterschatten auf den nackten Wänden,
Ein rohes Kreuz auf steinernem Altar,
Daran der Herr mit ausgestreckten Händen,
Sie stellen hier die einzige Zierde dar.

Die armen Hirten nur und Jäger treten
Ins dunkle Heiligtum allabendlich,
Zum milden Herrn der Müden still zu beten:
Dann schmückt die rauhe, düstre Halle sich!

Ein goldnes Leuchten strahlt vom Kreuze wider,
Ein Purpurstrom durchfließt das alte Chor.
Der Herr steigt selber zu den Betern nieder
Und hebet ihre Herzen sanft empor.

Klage des letzten Hünen

Ich bin des Stammes letzter Sohn,
Die Heldenväter all gefallen,
Das Heldentum der Erd entflohn
Zu Odins weiten, stolzen Hallen!

So wall ich einsam durch das Land
Mit lässigem Schritt und müden Blicken;
Und auf den wilden Heiden fand
Ich Grab an Grab auf Hügelrücken.

Bestattet liegen alle hier,
Die Helden, von der Hand der Brüder;
Der Hünenstein deckt für und für
Mit seiner Wucht die Riesenglieder.

Den letzten selbst begrub ich noch,
Im Kampf von meiner Hand getötet.
Trauriger Sieger! Hätte doch
Mein Blut sein Heldenschwert gerötet!

Er hätte, wie ich ihm getan,
Mich in die weite Gruft begraben;
Er würde treulich himmelan
Den Hünenstein gewälzet haben.

Ich schliefe dann im Erdenschoß,
Doch wär mein Geist in Odinshallen;
Jetzt aber muß ich – bittres Los! –
Allein die öde Welt durchwallen.

Und manch Jahrhundert irr ich schon
Mit Geisterschritten durch die Heiden
Und seh mit teilnahmlosem Hohn
Der armen Menschen Glück und Leiden.

Und ruf ich sie zum Kampfe an,
Des Lebens Flamme mir zu dämpfen,
So fliehn sie vor dem Heidemann;
Wie kann ich mit den Feigen kämpfen?

Leg ich dann todesmüd und laß
Zu langem Schlaf mit endlich nieder,
Dann überwuchern Moos und Gras
Die starren, tausendjährigen Glieder.

Doch, ach, mich deckt kein Hünenstein,
Nie floß mein Blut aus Todeswunden;
Drum hab ich, mir zur tiefen Pein,
Noch nicht den letzten Schlaf gefunden.

Nun stand ich auf zum fünften Mal
Aus meinem hundertjährigen Schlummer
Und fühle wieder frische Qual
Und finde wieder neuen Kummer.

Noch blickt so groß der Hünenstein
Von manchem hohen Heldengrabe;
Doch ach, der Mensch, er wird so klein,
Daß ich nichts mehr zu hoffen habe.

Und wieder irr ich rastlos hier
Durch Moor und Sumpf und Steingeklüfte;
Das wilde Haar ohn alle Zier,
Das rostige Schlachtwert an der Hüfte.

Fischerlied

Blauer Himmel! Blaue Wellen
Grüne Ufer, waldumkränzt!
Liebchen, das in sonnenhellen
Locken aus der Tiefe glänzt!

Liebchen, dessen Augensterne
Scheinen klar und himmelblau,
Lockst mich schmeichelnd in die Ferne
Einer stillen Blumenau.

Freudig glänzet, ohn Ermatten,
Liebchens Aug aus blauer Flut;
Und aus stiller Ufer Schatten
Schimmert ihrer Wangen Glut.

Welledas Lied

Sei still, sei still, du blaues Meer!
Du tobst und stürmst so wild,
Und deine Flut, sie malt nicht mehr
Des Himmels reines Bild.

Ists Schmerz, der deine Wellen rollt?
Und klagst du um Verlust? –
Die Erde liegt ja treu und hold
An deiner Wogenbrust.

Du alterst nie und wandelst nicht,
Bist ewig stark und groß;
Es tauchen Sonn und Sterne licht
All auf aus deinem Schoß.

Ich aber – armes Menschenkind –
Bin schwach und wandelbar;
Ich wanke matt und tappe blind
Durch Elend und Gefahr.

Verloren hab ich Ehr und Mut
Und meines Herzens Herz!
Vergossen hab ich edles Blut,
Und trage ewigen Schmerz.

Drum such ich armes Menschenkind
Bei dir, bei dir nun Ruh!
Nimm mich an deine Brust so lind,
Deck mit der Flut mich zu.

O still, sei still, du blaues Meer!
Sei mir ein sanftes Grab.
Es drängt mich und du lockst mich sehr
Hinab, o tief hinab!

Die Blüte

Keime, Knospen, Blüten schwellen,
Drängen sich ans Licht hervor;
Bis ans Herz der Wiesenquellen
Blüht der Blumen bunter Chor.

Heller Glanz, der sich dem Schoße
Dunkler Knospen kaum entrang!
Düfte brechen aus der Rose,
Und der Wald gebiert Gesang.

Auch mein Herz träumt Frühlingsträume,
Ob sein Lenz ihm gleich entflieht;
Wieder treibt es frische Keime,
Und die Blüte ist ein Lied.

Der Mondstrahl

Die Blumen ruhen, eingewiegt in Träume,
Ihr Schlummeratem weht, der süße Duft;
Der Mond schwebt schimmernd durch die blauen
Räume;
Kein Wölkchen trübt den Glanz der reinen Luft.

Die Blumen will der schöne Mond begrüßen;
Als Boten sendet er den lichten Strahl.
Doch ach! sie mußten all die Kelche schließen,
Eh er sich in die kleinen Herzen stahl.

Schon will der stille Bote aufwärts schweben;
– Was soll den Schlummernden die lichte Pracht? –
Da sieht er leis in Zephyrs Hauche beben
Die bleiche Blume, die in Nächten wacht.

Und durch der Laube schützende Gewinde
Stiehlt er sich an die Stelle, wo sie blüht;
Und aus dem süßen Kelche schlürft er linde
Den Duft, bis er im Morgenstrahl verglüht.

Beseelter Frühling

Wieder auf begrünten Matten
Tanzt der goldne Sonnenstrahl,
Und der Wald wirft seine Schatten,
Neubelaubt ins stille Tal.
Quellen rieseln junge Freude,
Lerchen jauchzen junge Luft,
Und der Gram zieht sanft die Schneide
Aus des Unglücks wunder Brust.

Balsam tranken diese Lüfte
Aus des Veilchens leisem Kuß;
In die Sprache süßer Düfte
Haucht es seinen Frühlingsgruß.
Lichte Rosenwölkchen schwimmen
In des Himmels tiefem Blau,
Und viel tausend Jubelstimmen
Füllen Tal und Wald und Au.

Doch schon steigt die Nacht hernieder;
Sonne sank, ihr Purpur bleicht,
Sind verstummt der Lerche Lieder
Und die Abendglocke schweigt.
Aber horch! – Klagt Philomele
Nicht im wilden Rosenstrauch?
Sie gibt erst dem Frühling Seele
Durch der Liebe Schöpferhauch.

An einem Frühlingsabend

Es schlägt der Lenz smaragdne Wellen,
Und Blüten wallen in der Flut
Des grünen Meeres; Rosen quellen
Aus abendlicher Sonnenglut.

Aus reichen Blütenwipfeln schlagen
Die Stimmen neuerwachter Lust;
Nur sanfte Nachtigallenklagen
Erregen die gestillte Brust.

In diese Wogen hingesunken,
Von diesen Blüten überwallt,
Von diesen Jubelstimmen trunken,
Von diesen Klagen sanft umhallt:

Was drängt die ungewohnten Tränen
Ins Auge mir, das zuckend brennt? –
Ein töriges, ein süßes Sehnen,
Das seinen Quell, sein Ziel nicht kennt!

Nachklänge

Wenn sinnend ich die Blätter wende,
Die meine eigne Hand beschrieb,
Wird mir, wohin den Blick ich wende,
Das Herz so schwer, das Auge trüb.

Ach, Saiten sind dies, längst verklungen,
Ach, Töne sind dies, längst verhallt;
Und Freuden, von der Zeit verschlungen,
Und Hoffnungen, ins Grab gewallt!

Doch zuckt die Hand mit heißem Beben
Noch nach zerrißnem Saitenspiel;
Denn Worte muß der Sänger geben
Dem überwallenden Gefühl.

Und wie in späten dunkeln Stunden
Im Traume noch ein Vogel singt,
So ich, wenn mir trotz Schmerz und Wunden
Ein Traum zurück die Jugend bringt.

Ermutigung

Hast Du ein Leid und mußt es tragen,
So drück es fest und ganz ins Herz.
Nur Schwache zittern, Feige klagen
Und fliehen zaghaft ihren Schmerz.

Hat dir ein Gott das Herz verliehen,
Das jede Freude doppelt fühlt,
So muß der Dolch auch doppelt glühen,
Der dir die feste Brust durchwühlt.

Und dräng auch selbst ins Mark des Lebens
Die Wunde tief und tödlich ein,
Es sei! – Du lebstest nicht vergebens
Dein kurzes, aber reiches Sein.

Der einzige Freund

»Ach, immer nur der eine Ton
Voll Leid in deinem Lied!
Wähnst du, weil dir die Freud entflohn,
Daß sie uns alle flieht?

Gib uns des Lebens heitres Bild,
Von Liebe sprich, von Lust!
Das stimmt auch dein Herz froh und mild,
Erstarkt auch dir die Brust.«

Und wenn es dir auch so erscheint,
Doch hab ich nie gezagt;
Die Nächte hab ich still durchgeweint,
Am Tage nicht geklagt.

Doch sucht den bangen Schrei der Schmerz,
Der Gram den Klagelaut;
Mir ist mein Lied des Freundes Herz,
Dem ich mein Leid vertraut.

Gebet

Aus einem Abgrund tiefer Qualen
Hebt sich mein Blick zu dir empor;
Mir, die der Hoffnung Licht verlor,
Send einen deiner Gnadenstrahlen.

Hör du des Jammers müde Töne.
Sie winden sich zu deinem Thron,
Wenn sie der bleichen Lipp entflohn,
Bang, wie des Sterbenden Gestöhne.

Gibst du nicht Hoffnung, Trost und Frieden,
Du reicher Gott, der wunden Brust,
Wohin dann fliehn? – Der Erde Lust
Und Trost sind mir ja nicht beschieden.

Nur eines schenk der Gnadenarmen:
Gib mir, mein Gott, gib mir Geduld!
O, hör in deiner Vaterhuld
Die heiße Bitte voll Erbarmen.

An dich allein

Es tönt mein Lied vor tausend fremden Ohren,
Die blöde Menge horcht dem hellen Klang;
Doch ist der tiefe Sinn für sie verloren:
Nur du allein verstandest, was ich sang.

Sie all umweht der Gruß, an dich gesendet;
Zum Herzen aber dringt er dir allein,
Wie auch mein Herz dir einzig zugewendet.
Für all die anderen sang ich nur zum Schein.

So grüß ich dich vor tausend fremden Zeugen,
Und keiner ahnet, wem mein Grüßen gilt.
Du aber deutest dirs mit frohem Schweigen,
Und deine Zweifel alle sind gestillt.

An Ignaz

Im Erdenschoß das Samenkorn,
Vom Frühlingstau befeuchtet,
Ringt sich empor zum reinen Born
Des Lichts, das selig leuchtet.

Und küßt den Keim das Sonnenlicht,
Erhebt die holde Blume
Voll Dank erblühnd ihr Angesicht
Dem Tau, dem Licht zum Ruhme.

Bin ich gestorben, wein um mich
Und hefte dann die Blicke
Noch einmal warm und minniglich
Auf mich, wie einst im Glücke.

Dann fehlt nicht Tau, nicht Himmelslicht
Der künftigen Gottesblume,
Und mit verklärtem Angesicht
Erbliht sie dir zum Ruhme.

Gute Nacht

»Gute Nacht!« – Dein leiser, süßer Ton,
Es war der letzte, den ich hörte;
Denn allem bin ich rasch entflohn,
Damit kein fremder Laut mich störte.

Und zärtlich flüstert es und sacht,
Als ob dein Hauch im Ohr mir säume,
Dies holde, sanfte Gutenacht,
Ein Liebeston durch mein Träume.

Wenn Schlummer dir das Auge schließt
Und Träume schmeichelnd dich umschweben,
Mag wohl, wie es dich schüchtern grüßt,
Mein Gutenacht im Ohr dir beben?

Winterbild

Scheu zögernd schreitet durch den Wald das Reh,
Gezwungen karger Nahrung nachzuspüren;
Die Hufe sinken ein im tiefen Schnee,
Die zierlich sonst den Boden kaum berühren.

Und wie es wandelt, streift es an den Ast,
Der seine weiße Bürde niederschüttelt.
Sie trifft des Wildes Haupt; in flüchtiger Hast
Rennt es waldein, von Todesfurcht gerüttelt.

Und von den Eichen auf, mit scharfem Flug,
Mit lautem Flügelschlag und gellem Krächzen,
Steigt eine Krähschar in dunkeln Zug
Und sucht die Tannen, die im Sturmwind ächzen.

Durch Dornestrüpp, wo wilder Hopfen rankt,
Huscht eine Meise nach dem Samen lüstern;
Dieweil am Wall, wo grau die Weide wankt,
Verstohlnen Schwur zwei rote Lippen flüstern.

Des Gutsherrn Sohn, des Käthners rosig Kind,
Sie fanden sich am Fuß der blühnden Linde;
Und da nun Laub und Duft zerstoben sind,
Schützt sie sein Mantel vor dem eisigen Winde.

Die ewige Lampe

Dem Zöllner gleich kniet zagend an der Schwelle
Der Sünder mit dem schuldbeschwerten Herzen.
So lange floh er die geweihte Stelle;
Jetzt ist sie feucht vom Tau seiner Schmerzen.

Des Mannes Tränen tränkten diese Steine,
auf die sein Aug sich, arm an Hoffnung, richtet.
Umsonst ist, daß er ringe, daß er weine;
So fühlt er sich gesunken, so vernichtet.

Schon sinkt der Tag, und graue Schatten weben
Den Flor der Dämmerung um die schlanken Säulen.
Jetzt zittert durch den heiligen Bau ein Beben,
Weil mächtige Stürme um die Mauern heulen.

Entsetzen rings! – Wohin soll er sich wenden,
In Sturm und Dunkel ohne Licht und Retter?
Soll an des Heiligtumes Pforte enden
Verzweifelnd er, im Toben wilder Wetter?

Er fährt empor. – Ach, schimmern Hoffnungsstrahlen,
Gequälter Sünder, auch in deine Seele?
Gibt es Erlösung auch von deinen Qualen?
Ja – Rettung winkt, wie schwer das Herz auch fehle!

Im Grund des Chores, von der Schwelle fern,
Deckt den Altar ein mächtig schwarzer Schatten;
Doch aus der Purpurtiefe glänzt ein Stern,
Still, goldig hell, und leuchtet ohn Ermatten.

»Du bist, der ewigen Lampe heilig Licht,
Das ich geschürt mit frommen Kinderhänden!
Auch mir, auch mir bist du erloschen nicht!
Ich darf auf dich mein sterbend Auge wenden.

Dem gläubigen Knaben strahltest du, ein Bild
Der ewigen Klarheit ohne Fehl, entgegen;
Jetzt leuchtest du zur späten Heimkehr mild
Dem Wanderer, matt und wund von rauhen Wegen.

Und wie ein irrgangnes Kind sich schmiegt
Heimkehrend in der treuen Mutter Arme
Und, weil es reuvoll ihr zu Füßen liegt,
Vertrauend fleht, daß sie sich sanft erbarme:

So schmiegt ich mich an den Altares Schrein,
Und meine Qualen weichen stillem Frieden,
Weil mir ins Herz der ewigen Lampe Schein
Fällt, wie ein Mutterauge auf den Müden!«

Täuschung

Stimmen rauschen mir ins Ohr,
Die schon längst verklungen;
Süße Töne wachen auf,
Die ich froh gesungen.

Holde Jugend kehrst du mir,
Längst entschwunden, wieder?
Einst aus deinem frischen Mund
Strömten diese Lieder!

Ach von fremder Lippe hallt
Traute Weise wieder,
Und was ich beglückt erlauscht,
Es sind Abschiedslieder.

Waldblume

Waldblume! Süßern Namen gibt es nicht.
Er spricht von frischem Laub, von kühlem Schatten,
Von würzigem Duft, von sanft gedämpftem Licht,
Vom goldnen Strahl auf stillen, grünen Matten.

Er spricht von Blüten, noch vom klaren Tau
Genetzt, wenn draußen weilt des Mittags Schwüle;
Von weißen Sternen, Glocken still und blau,
Und purpurn glühend in der tiefen Kühle.

Von einer Biene, die im Kelche säumt,
Vom Schmetterling, der leicht vorüberschweifet;
Von einem Mägdlein, das im Schatten träumt,
Indes sein Aug besonnte Wipfel streifet.

Von schmalen Pfaden zum entfernten Grund,
Wo wilde Rosen um die Stämme ranken,
Wo leises Murmeln aus der Quelle Mund
In Frieden einlullt streitende Gedanken.

So reiche Zauber können einem Laut,
So holde Bilder einem Wort entblühen!
Erschloßnen Blicks ins Land der Wunder schaut,
Wer je ihm lauscht bei Sommers Sonnenglühen.

Ueberdruß

Nun laßt mich ruhn und schlafen;
Ich habe mich müde gewacht.
Laßt mich die Augen schließen,
Ist gleich noch fern die Nacht.

Gönnt Stille mir und Schatten,
Und laßt mich ganz allein;
Schließt aus die heißen Strahlen,
Den lästigen Sonnenschein.

Die Wünsche sollen schweigen,
Verstummen Lieb und Leid.
Kein Glück will ich erleben,
Nur tiefe Einsamkeit.

Gebet (1870)

Hilf mir, o Herr! Zu dir nur kann ich rufen;
Allmächtiger, neige meinem Schrei dein Ohr!
Verzagend lieg ich an des Altars Stufen
Und hebe angstvoll Aug und Hand empor.

Ich rufe dich, o Herr; es gibt auf Erden
Nicht einen Helfer, dessen Will und Macht
Erschüttert nicht, gelähmt, gebrochen worden
Im Sturm des Kriegs, im wilden Graun der Schlacht.

Wer schützt mein Kind? – Sie alle sind gebunden
Vom eisernen Gesetz der Pflicht und Not,
Vor denen zitternd ich die Hand gewunden
Im Flehn: Schirmt meinen Sohn in Kampf und Tod!

So viele Stimmen sind in Angst und Schmerzen
Gebrochen, ach, so manche Mutter rief
Um Schutz und Trost, bis auch im weichsten Herzen
Des Mitleids zarter Widerhall entschlief.

Dein Ohr wird nimmer stumpf; die Vaterliebe
In deinem großen Schöpferherzen flammt,
Wo selbst ein Mutterherz nicht ferner bliebe
Dem Fühlen treu, das aus dir selber stammt.

Ich rufe dich: Du hast ihn mir gegeben,
Erhalt ihn mir! – Nimm alles, was ich bin,
Nimm es, o Herr, für dieses teure Leben!
Für ihn zu sterben ist für mich Gewinn.

Der Frauen Dank (1871)

Viel Lob ist dir, mein Kaiser, dargebracht,
Aus tausend Liedern rauscht es dir entgegen.
Es tönte in des Rheines treuer Wacht,
Hernieder von des Südens Felsenstegen
Bis zu der Ostsee wälderreichem Strand:
»Dem Sieger Heil, der führt uns und verband!«

Der die getrennten Brüder du geeint,
Es klingt dein Ruhm in allen deutschen Gauen,
Weil nun ihr ewiges Recht gesichert scheint
Und ehrend jetzt auf sie die Völker schauen;
Weil sie sich selbst zurückgegeben, nun
Der Feind besiegt, in sicherem Frieden ruhn.

Ein Dank, von treuem Herzen tiefgehegt
Und im Verborgnen still und warm empfunden,
Weil schüchtern ihn des Weibes Seele trägt,
Hat er zu dir den Weg noch nicht gefunden.
Doch glüht er heiß, wie leis das Wort auch bebt,
Das zagend sich zu scheuer Lippe hebt.

Du hast geschützt die Sitte, rein und schlicht,
Wie immer sie an unserm Herd geschaltet;
Geschirmt die Stätte, wo die fromme Pflicht
Am Hausaltar voll Lieb und Segen waltet,
Von uns des Feindes schlimmen Brauch gewehrt,
Der keine Unschuld, keine Treue ehrt.

Heil, Kaiser, dir! Auch meiner schwachen Hand
Sei es vergönnt, ein grünes Blatt zu spenden
Zum Siegeskranze, den das Vaterland
Dir jubelnd bringt mit lorbeervollen Händen.
Du hast die deutsche Frau, das deutsche Haus
Geschützt vor sittlichen Verderbens Graus.

Mairegen

Süße, klare Töne dringen
Aus dem lichten, weichen Laub;
Nachtigallenweisen klingen
Zum bewölkten Himmel auf.

Einen Schleier zieht die Sonne
Schonend um ihr Angesicht:
Dieser träumerischen Wonne
Dient kein volles Strahlenlicht.

Und die Wolke sinkt hernieder,
Leise perlend auf die Au;
Diese Blüten, diese Lieder
Brauchen linden Maientau.

Abendstimmung

Goldne Rosen wirft die Sonne
Scheidend mir ins Angesicht;
Der entschwundnen Jugend Wonne
Strahlt aus ihrem klaren Licht.

Was ich Holdes je empfunden,
Was ich Herrliches erlebt,
Alle meine reichsten Stunden,
Wo das Herz in Glück gebebt;

Alle Freuden, mir beschieden
Aus der Dichtkunst klarem Born,
Liebeszwist und Liebesfrieden,
Holde Kämpfe, süßer Zorn!

Und des Geistes treues Mühlen,
Forschen, Sinnen und die Lust
Ernsten Ringens: sie durchglühen
Neuerwacht die stille Brust.

Rastlos kämpfende Gedanken,
Teure Bilder, goldenreich;
Und viel heitre Lieder ranken
In des Schaffens Ernst hinein.

Süße Rast der schönen Stunde,
Wenn der Tag zur Neige geht!
Sanft berührst du jede Wunde
Und vergeßnes Glück ersteht.

Walddritt

Den winterlichen Wald durchfliegt mein Roß.
Wir stürmen fort auf wildverschlungenen Wegen,
Vorüber an der Erle braunem Sproß,
An deren Wurzeln sich die Wasser regen.

Sie sickern heimlich ab zum schwarzen Grund
Und bilden eine tiefe, dunkle Lache.
Dort hält in Sturm und Regen manche Stund
Ein schlankes Reiherpaar getreulich Wache.

Die Eichen ragen laublos hoch empor.
Nur eine Weide reckt zum Wasserspiegel
Vom hohlen Stamm die schwanken Zweige vor,
Und dürres Ried umrauscht des Ufers Hügel.

Vorüber! – Tiefer, tiefer in den Wald.
Hier stehn die Buchen dicht am Bergeshange,
In deren Kronen tiefes Brausen schallt,
Dieweil ein niedrer Ast mir ritzt die Wange.

Den Boden deckt schnellkräftig reiches Moos,
Das grün erglänzt durch wenig falbe Blätter.
Die Buche läßt ihr braunes Laub nicht los,
Das unverdrossen kämpft mit Sturm und Wetter.

Jetzt eine Lichtung. – Frucht- und Weideland,
Ein zierlich Haus, umrahmt von dichten Hecken,
Um das der Epheu grüne Kränze wand,
Auf dessen Dach sich bunte Tauben necken.

Schon seh ich sie, die wundervolle Maid,
Sich grüßend aus dem blanken Fenster neigen,
Die Zauberin, die mir den Forst gefeit,
Die holde Waldfrau, mein geliebtes Eigen.

Frühlings Erwachen

Goldene Stunden, die ihr der Erde
Schlummernde Schönheit so glänzend umschwebt,
Goldene Stunde, eur schmeichelndes Werde,
Wie es die träumende Mutter belebt!

Sprossende Keime und schwellende Zweige,
Bräunliche Schollen und leuchtendes Grün;
Duftige Veilchen, wohin ich mich neige,
Sonniger Wärme schaffendes Glühn!

Und in das liebliche Regen und Schwellen
Mischt sich des Finkenschlags fröhlicher Klang,
Schmettert die Lerche den himmlischen, hellen,
Sprühenden, jubelnden Feiergesang.

Der Brief

Ein Brief von ihm. O, wie er mich beglückt!
Kommt nicht er selbst, kommt doch sein Geist geflogen.
Wie seiner Liebe Zauber mich bestrickt!
Wie mir der Atem und die Pulse wogen!

Du träumst von mir? Du atmest nur für mich?
Du sehnst dich zärtlich, glühend ohne Schranken? –
So, mein Geliebter, leb auch ich für dich
Mit allen meinen Sinnen und Gedanken.

Du malst dir meines Auges klaren Schein?
Fühlst noch, wie zauberisch die Lippe glühte?
tauchst in den Rosenflor die Blicke ein,
Der warm und hell auf meiner Wange blühte?

Du flehst mich an um einen holden Gruß
Für dich, der tief vom Trennungsschmerz beklommen. –
Ach – wer umfängt mich? raubt mir einen Kuß?!
Bist, Loser, du mit deinem Brief gekommen?

Die Genesung

In Todesschmerzen lag ich, heiß und bang,
Und kämpfte zitternd mit dem Feind des Lebens;
Und wie beklommen, atemlos ich rang,
Schien ich am Ende jedes Erdenstrebens.

Dann die Erschöpfung nach dem schweren Streit,
Die öde Stille ohne Licht und Hoffen;
Nicht Mut zur Freude – Furcht nicht vor dem Leid –
Kaum hat ein Trennungsschmerz mich noch getroffen.

Nun Ruhe – Ruhe, wie der Müde ruht
Nach schwerem Tagewerk in heißer Schwüle.
Dann plötzlich ist erwacht des Lebens Glut
Und regt sich mit berauschendem Gefühle.

Und sanften Blicks, mit ruhig heiterm Gruß,
Ein mildes Lächeln auf den stillen Zügen,
Trittst du in mein Gemach mit leisem Fuß
Und bringst mir holdes, friedliches Genügen.

Einladung

O, komm, du süße Nachtigall!
Dein Thron ist dir bereitet.
Die Blümlein sind erwacht zumal,
Der holde Frühling schreitet
Einher und macht die Welt so reich;
Komm, wieg dich auf den Rosenzweig!

O, komm, du holde Königin!
Du darfst allein nicht fehlen.
Du mußt als freie Sängerin
Von all der Pracht erzählen.
Die Düfte und der Sonnenstrahl,
Sie harren dein im grünen Tal.

O, komm, du süße Nachtigall!
Die Bächlein rauschen leise.
Sie dämpfen ihren muntern Schall,
Zu lauschen deiner Weise.
Komm, ström aus liederreicher Brust
Des Frühlings Preis, des Frühlings Lust.

Willkommen

Dein erster Schlag! – Wie schmelzend klingt
Er aus dem lichtbelaubten Hain.
O seliger Ton! – Von Lust beschwingt
Dringt er in alle Herzen ein.

Sein sehnsuchtsvoller Jubel hallt
In schmerzgefangnen Seelen nach;
Sie ringen mit des Grams Gewalt,
Und Mut und Hoffnung werden wach.

Wo sich ein junges Herz noch kaum
Geregt, das kindlich fühlt und träumt,
Da wird der dunkle Kindertraum
Von hellem Morgenrot umsäumt.

Ja, Rosen weckst du überall,
Du süßer, wunderreicher Laut;
Sie glühn am Himmel, blühn im Tal,
Im Antlitz jeder holden Braut.

Am Waldrand

Brennend zuckt über die schmachtenden Auen
Reifender Sonne befruchtende Glut,
Bis wo die Hügel im Nebelduft blauen,
Wogt die erschlaffende, strahlende Flut.

Blendende Lichter, betäubende Helle,
Füllen die Lüfte mit Herrschergewalt,
Bis an des Waldes mildschattiger Schwelle
Kühlendes, labendes Rauschen erschallt.

Flüsternde Stimmen im säuselnden Laube,
Nickende Zweige, geschmeidiges Gras;
Neben des Hopfens hellzierliche Traube
Schmiegt sich die Winde so lustig und blaß.

Wo an den Hängen die dornige Ranke
Blüten zu bräunlichen Beeren noch fügt,
Schimmert in silbernem Glanze die schlanke
Birke, vom Hauche des Sommers gewiegt.

Ruhe und Kühle im Schutze der Kronen
Mächtiger Stämme! – Im bergenden Schoß
Dieser erquickenden Schatten zu wohnen,
Friedlich beglückendes, liebliches Los.

Spröder Lenz

Herb die Luft, und dennoch klingen
Lieder rings aus allen Büschen;
Rauh der Wind, und dennoch springen
Knospen überall, die frischen.

Leise schauerts noch im Schatten;
Aber zärtlich küßt die Sonne,
Was auf all den grünen Matten
Sie geweckt zur Frühlingswonne.

Wie jungfräulich herb der Rosen
Schönste blüht im Dornenkranze,
Also weigert weiches Kosen
Lenz in seinem ersten Glanze.

Befreit

Nun hat die holde Blütenzeit
Der harte Frost verdorben.
Dagegen war sein Laub gefeit;
Die Blumen sind gestorben.
Zerstört ist all die süße Lust,
Bekommen schlägt die frohste Brust.

Die Sonne fehlt am Himmelszelt.
Die Wolken grau und träge,
Ziehn durch die trübe Frühlingswelt,
Und Leid ist allerwege.
Allüberall ists still und tot,
Als drückt uns noch des Winters Not.

Doch horch! – Es klingt im nahen Strauch
Des Finken frohe Weise.
Durch Laub und Halme fährt ein Hauch
Und säuselt spielend, leise.
Des Westes Atem, schmeichelnd sacht,
Hat linden Regen uns gebracht.

Gleich einem Mantel warm und weich,
Belebend starre Glieder,
Schmiegt sich, an holdem Segen reich,
Ein Frühlingsschauer nieder;
Hat, wie die Träne löst das Leid,
Uns aus des Frostes Bann befreit.

Ewig still

»Hörst du der Nachtigallen Schlagen?
Wie hell ihr süßes Lied erklingt?
Wie magst du trauern, magst du klagen,
Wenn solch ein Ton ans Herz dir dringt?

Sieh in den Kelch der tausend Blüten,
Geküßt vom Licht, getränkt vom Tau,
Auf all die Rosen, die erglühten
Im duftigen Wald, auf grüner Au!«

Hast du noch nie ein Grab gesehen,
Von weichem Rasen überhüllt,
Um das die Rosendüfte wehen,
Weil Sonnenglanz die Luft erfüllt?

Ach, drinnen ist es ewig stille;
Kein Strahl dringt in den finstern Grund.
Des Frühlings holde Freudenfülle
Tut nimmer sich den Toten kund.

Schmiedelied

Das sprüht und klingt!
Die Flamme singt,
Die Funken wirbeln und kreisen:
Ich schmiede das wuchtige Eisen.

Beim Winterfrost
Schür ich den Rost:
Wenn draußen die Flocken kreisen,
Dann schmied ich das wuchtige Eisen.

Am Maientag,
Wenn Finkenschlag
Und Lerchenlieder erklingen,
Wie soll ich den Hammer da schwingen?

Die Rosen blühen,
Die Mägdlein glühen,
Blauäugelein locken und winken:
Da lasse den Hammer ich sinken.

Ein dürrer Ast

Im Lindenkreis, des dichte Kronen
Von lichten Blüten überdeckt,
In dessen Schutz die Sänger wohnen,
Die, zu des Frühlings Preis erweckt,
Sich neigen in den schwanken Zweigen,
Lausch ich entzückt dem frohen Reigen.

Wohin ich schaue, Glanz und Fülle:
Der See, von Sonnengold umstrahlt,
Der Ufer reiche Blumenhulle,
Die spiegelnd in der Flut sich malt;
Der fernen Felder Aehrensegen,
Des Waldes lebensvolles Regen!

Da liegt, vom Winde abgeschlagen,
Zu Füßen mir ein dürrer Ast.
Auch er hat Blüten einst getragen;
Er diente oft zu süßer Rast
Manch luftigem, leichtbeschwingtem Paare
Im bunten Wechselgang der Jahre.

Ich trag ihn heim. Auf meinem Herde
Soll enden er in Glut und Glanz,
Daß achtlos nicht zertreten werde,
Der einst auch war ein Fruhlingskranz.
Wenn hin des Sommers Glühn und Klingen,
Vergeh er in der Flamme Singen.

Schutz und Schirm

O schließe fest mich an dein Herz!
Laß meine Seel in deiner Seele
Gesichert ruhn vor Schuld und Schmerz,
Behütet gegen Leid und Fehle.

Aus deines klaren Auges Licht
Erglänzen Reinheit, Glaube, Frieden;
An deines Mutes Felsen bricht,
Was sich bekämpft und haßt hienieden.

Gestählt von solchen Feuers Glut,
Gedeckt von so erhabnem Schilde,
Empfind auch ich des Siegers Mut
Auf meines Lebens Kampfgefilde.

Drum schließe fest mich an dein Herz;
In deine Hut nimm meine Seele!
Bannt deine Liebe nicht den Schmerz,
Doch schirmt sie mich vor Schuld und Fehle.

In tiefer Nacht

Müde Augen, wollt ihr schließen
Euch zu sanftem Schlummer nicht? –
Bleiche Sternenschimmer fließen
Nieder mit so mildem Licht.

Stille bringt die späte Stunde,
Schweigend schreitet vor die Nacht,
Und die Qual geheimer Wunde
Ist mit neuer Kraft erwacht.

Auf die Sprache meiner Schmerzen
Lausch ich mit erschrecktem Ohr;
Aus dem tief verletzten Herzen
Drängt sich Klag um Klag empor.

Vor des Tages lauter Weise
Tritt der scheue Gram zurück;
Naht die Nacht sich, ruhig, leise,
Hebt er freier Stimm und Blick.

Ruft mir in der bangen Stille,
Wenn mich flieht ersehnte Ruh,
Aus des eignen Herzens Fülle
Worte der Verzweiflung zu.

Die Lieb allein

Wenn meiner Liebe mächtige Glut
Dich heiß, mit voller Kraft umfängt,
Mein Auge in dem deinen ruht,
Mein Ohr an deinem Munde hängt:

Dann beben wir in tiefem Glück,
Dann sind uns Erd und Himmel fern;
Denn meine Sonne ist dein Blick,
Mein Auge deines Herzens Stern.

Und Rosen seh ich frisch und rein
Auf deiner holden Wange blühn,
Der schönsten Purpurblume Schein
Auf deiner süßen Lippe glühn.

Und du? Was findest du an mir?
Du sagst: »Auf deiner Stirne thront
Des Geistes Glanz, der Hoheit Zier?« –
Nur Liebe ist es, die hier wohnt.

Buntes Laub

Schöner Strauß! – Die Purpurzweige
Reihn sich an der Eibe Grün;
Gelb das Federblatt der Esche,
Dunkelrot die Beeren glühn.

Weiß erglänzen diese Blätter
Von der Silberpappel Haupt,
Und des Epheus zarte Ranke
Hält sie zierlich all umlaubt.

Schöner Strauß! – Doch ach von keiner
Blüte Reiz und Duft beseelt,
Mahnst du an des Alters Freude,
Der der Hauch der Hoffnung fehlt.

Blüh weiter

Heut floh ich in des Waldes luftiges Zelt,
Das goldenhell die Strahlenpfeile schmücken;
Ließ, allem Wust und allem Weh der Welt
Enthoben, mich ins Märchenland entrücken.

Mir winkt, ein Kind aus goldnem Feenreich,
Umwoben von der Nachtigall Gekose,
So traumhaft schön am wunderschlanken Zweig,
Des Maies Braut, die süße wilde Rose.

Ich will sie brechen! Doch mich hält im Bann
Ein banger, herzbedrückender Gedanke:
Ich weiß kein Haupt, das ich bekränzen kann. –
Blüh weiter, Röslein, an der wilden Ranke.

Gebrochene Fesseln

Wie ein Gefangner lebt ich Jahr um Jahr:
Der Städte Mauern, dumpfer Stuben Wände,
Von deren Enge ich umgeben war,
Ersetzten Hügel mir und Fruchtgelände.

Statt frischer Lüfte atm ich heißen Staub.
Der Straßen hallend Netz hält mich umschlungen.
Wann ist ein Quellenmurmeln, flüsternd Laub,
Ein Lerchenschlag mir wohl ins Ohr gedrungen?

Ermüdet ist der Geist, beengt die Brust.
Soll ich noch atmen, muß das Band ich sprengen,
Das hier mich hält; hinaus! in frischer Lust
Mich an dein Herz, du große Mutter, drängen.

Hinaus, hinaus! in deiner Wälder Schoß,
In Licht und Schatten, Klang und Duft zu baden.
Du machst von all dem schweren Druck mich los,
Mit dem die Welt die Seele mir beladen.

Du, stets dieselbe, dennoch ewig neu,
Nimm mich zum steten, liebenden Begleiter.
Denn du allein, Natur, du bist getreu,
Sei rauh dein Antlitz, sei es sonnenheiter.

Weckruf

Viel guten Morgen, guten Morgen!
Schlag, Herz, die klaren Augen auf!
Dir winkt ein Tag, noch bar der Sorgen,
Des Grams in seinem muntern Lauf.

Die Sonne streut zum Gruß die hellen
Goldstrahlen dir ins Kämmerlein;
Schlaftrunkne Blütenknospen schwellen
Dort, traumhaft duftend, an dem Rain.

Sieh, Feld und Wald im Taugeschmeide!
Zum Fluß, von tausend Lichtern klar,
Senkt spielend die geschmeidige Weide
Sich, tändelnd mit dem grünen Haar.

O, guten Morgen, guten Morgen!
Erwache! – Ist der Tag gleich lang,
Dem Schlaf darfst du die Zeit nicht borgen,
Bestimmt der Liebe, dem Gesang.

Mondaufgang

Noch vom Abendlicht beschienen
Ruht die schöne Blütenwelt.
Müde summen späte Bienen;
Aus dem duftigen Blätterzelt
Lockt des Finken helle Weise
Fröhlich laut und zärtlich leise.

Sieh, von Osten, wo von Rosen
Hold umkränzt die Sonne stieg,
Unter frischer Lüfte Kosen
Stammt aufs neu des Lichtes Sieg.
Unter ahnungsvollem Schweigen
Glimmt es auf, und Strahlen steigen.

Du, der Nächte milde Sonne,
Weck, o Mond, die Nachtigall,
Daß ihr Lied der Liebe Wonne
Preist mit zauberholdem Schall.
Blüten duften – Wellen rauschen –
Horch, sie singt! – Nun laßt mich lauschen.

Die wilde Mutter

Du braune Heide, meine wilde Mutter,
Wie streng erzogst du deinen rauhen Sohn!
Dafür gabst du ihm eisenfeste Glieder
Und Nerv und Sehne, hart wie Stahl, zum Lohn.

Nicht Sonnenglanz noch grelle Blitze blenden
Sein Aug, das nimmer milden Schatten fand;
Vom kalten Glanz der schneebedeckten Fläche
Hat nie sein Blick sich zuckend abgewandt.

Frost oder Glut, Sturm oder Totenstille
Bewegen deiner Kinder Herzen nicht,
Für die nicht Rosen duften, Aehren reifen,
Noch im Orkan der Stamm der Eiche bricht.

Und dennoch bist du, wilde, braune Mutter,
Unendlich schön; denn du bist grenzenlos!
Und, deines Reiches eingeborner König,
Ruh selig ich in deinem Purpurschoß.

Der Himmel legt die lichtgetränkten Arme
Um deinen blühnden Leib, so still und weich;
Er taucht in Sonnengold dein dunkles Antlitz:
Wie bist du, wilde Mutter, schön und reich.

Mairose

So bist du, schönstes Erdenkind, geboren,
Du Königin des Maies, Frühlings Braut!
Auf die, in träumerische Lust verloren,
Mein Auge mit entzücktem Staunen schaut.

Halb ist der süße Purpurmund erschlossen,
Tief birgt im keuschen Kelch sich reines Gold;
Es neigt, vom Tau hellperlend überflossen,
Das jugendliche Haupt sich magdlich hold.

Und gleich geheimnisvollen Wellen fließet
Der reiche Duft hervor aus stillem Grund,
Umhauchet sanft berauschend dich und grüßet
Hold schmeichelnd, wie ein liebetrunken Mund.

O Herrlichste von allen Erdenblüten,
Geliebte Rose, Frühlingskönigin!
Still will ich dich und unberührt behüten;
Denn, ach, wie bald sind Mai und Rose hin.

Schlummerlieder

Tief im Schatten, wo die Quelle
Sprudelnd auf dem moosigen Plan,
Haucht die kühle, klare Welle
Mir die müden Lider an.

Schlaf und träume! spricht sie leise;
Laub und Gräser flüstern mit:
Abend naht in stiller Weise,
Mit dem heimlich sanften Schritt.

Hin sind seiner Rosen Spuren;
In den Dämmermantel hüllt
Er die Glieder, weil den Fluren
Jetzt der kühle Tau entquillt.

Schlaf und träume! Horch, die Quelle
Raunt dir holde Märchen zu.
Laub und Halme, Wind und Welle
Lullen dich in süße Ruh!

Aus den Winterliedern (Auszug)

Leise den beschränkten Bogen
Zieht die müden Wintersonne
Durch die kalten Lüfte wogen
Wolken, formlos, grau zerronnen.

Farblos dehnt sich das Gefilde;
Grau der Himmel, grau die Flur
Von des Sommers Pracht und Milde
Schwand die allerletzte Spur.

Dich betrübt die Totenstille
Nicht der ruhenden Natur;
Deines Lebens junge Fülle
Kennt Gedeihn und Blühen nur.

Keimst und blühst dem Lenz entgegen,
Selbst ein früher Frühlingstag,
Und in deiner Brust sich regen
Töne, froh wie Lerchenschlag.

Aus den Frühlingsliedern (Auszug)

Wenn ein Schmerz die hohe, bleiche
Stirn des Vaters zeichnet,
Wenn den Kummer ich errate,
Den er zu empfinden leugnet:

Wenn nicht Scherz und heitres Kosen
Seine Sorgen scheuchen,
Kenn ich jetzt ein holdes Mittel,
Dem alsbald die finstern weichen.

Dich, du heitre Frühlingsrose,
Laß ich ihm zu Füßen
Spielen, jauchzen, tändeln, kosen,
Und der Schmerz wird fliehen müssen.

Solchem sonnenheitren Lächeln,
Solchen frohen Blicken
Weicht der Gram, um Raum zu lassen
Reinem, menschlichem Entzücken.

Aus den Sommerliedern (Auszug)

Ueber die braune Heide
Ziehet der Sonnenstrahl
Glühende, zitternde Netze,
Bis ins Erlental.

Bis an die fernen Höhen,
Blauend in zartem Duft;
Bis an die fernen Türme,
Ragend in stiller Luft.

Ueber dem Sumpfe wiegt sich
Niedrig und schwer der Weih,
Aus dem Saume des Waldes
Lugt eine Hinde scheu.

Ueber die Firsten des alten
Schlosses schwingt sich der Storch,
Aetzend die Jungen. – Ein Rufen!
Was für ein Ton war das? – Horch!

Fährst du empor mir im Schoße?
Reichst mit den Händlein schon?
Lächelst und stampfest und jubelst!
Kindlein, erkennst du den Ton?

Sieh, um die Waldesecke
Biegt er mit eilendem Schritt.
Väterchen ist es, und Blumen
Bringt er dem Kindlein mit.

Aus den Herbstliedern (Auszug)

Wie warm du alles Schöne liebst!
Den Sonnenstrahl, die goldnen Sterne,
Des Mondes sanftes, blasses Licht,
Den hellen Glanz der blauen Ferne.
Dem Sommerfaden jubelst du,
Wenn schimmernd er das Land durchzittert,
Dem schwanken Rebzweig freudig zu,
Der traut das Fenster uns umgittert.

Den Wandervögeln schaust du zu,
Und wenn sie deinem Blick entschwinden,
Folgt lachend er dem Wolkenzug,
Dem Laub, entführt von rauhen Winden.

Du siehst die lichte Schönheit nur
Des Jahrs, wie es zur Ruhe sinket;
Von Tod, von Abschied keine Spur.
Wie freudvoll dir das Leben winket!

Das Ende

»Du, Herr, hast mich so sehr geliebt,
ich habe dich so schwer betrübt;
jetzt machst den letzten Schritt mir sacht,
der abwärts führt zur letzten Nacht.

Doch hab auch ich in heißer Reu
und Dank an dir gehangen treu.
Und war auch oft der Glaube kühl,
der Hoffnung fehlt das rechte Ziel,
doch hing mein schwaches Herz dir an,
wie es ein irrendes nur kann.

Jetzt nimmst du mich an deine Brust,
denn selig ist es mir bewusst,
dass du verziehn, was ich gefehlt:
Dein Herz mich zu den Deinen zählt.

O milder Mittler, treuer Freund,
vor dir hat unerhört geweint
kein Aug, und durch den guten Tod
befreist du uns aus aller Not.«

Auszug aus der Pantellaria

Einleitung

[...] Siliens Küste ruht im Abendlicht;
Es küßt den Strand und zittert auf den Wellen,
Bis es an Tunis Felsgestade bricht,
Wo dumpf die mächtigen Wogen sich zerschellen.
Der Himmel glänzt in Gold- und Purpurschein,
Das Meer erglüht – sein wundervoller Spiegel –
Zur schönsten Frühlingsflur, durchsichtig rein,
Voll grüner Täler, rosenheller Hügel.

Gleich fern von Tunis sonnverbrannter Küste,
Wie von Siliens zauberreichem Strand,
Steigt aus den Wassern eine grüne Wüste
Empor, ein altes, sagenreiches Land.
Es trägt das Meer in seinen Wogenarmen
So zärtlich spielend dieses Inselreich,
Wie einer Mutter liebendes Erbarmen
Den Säugling hält, hold schützend, fest und weich. [...]

Aus den letzten Gesängen

Geweihte Nacht! Erhabnes, tiefes Schweigen!
Es stört kein Laut die feierliche Ruh,
Als deine Stimme, heiliges Meer! Still neigen
Die ersten Sterne sich dem Westen zu,
Indes im ewigen, wundervollen Reigen
Empor im Osten neue Sonnen steigen.

Auf hartem Pfühl schläft an des Waldes Saume
Mein Vater, ach, den Schlaf der letzten Nacht.
Geliebte Namen stammelt er im Traume,
Der ihm zurück der Jugend Glück gebracht.
»Im Freien laßt mich sterben!« klang sein Flehen;
Barmherzig läßt der Wächter es geschehen.

O hartes Los! schon soll ich ihn verlieren,
Der, kaum gefunden, segnend mich umschlag,
Doch wünsche nicht ich ihn zurückzuführen
Ins Leben, der so schwer und mutig rang,
Und winkt ihm selbst das höchste Glück der Erde:
Denn, was sie beut, ist glänzende Beschwerde. [...]

Wo an der Felswand die Granate blüht
Und leisen Duft verhaucht die süße Rose,
Am Klippenrand die Flut zerstäubend sprüht,
Von fremdem Fuß im sammetweichen Moose
Nie störend eine Spur zurückgeblieben,
Dort sind die stillen Hügel meiner Lieben.

Viel Monde schwanden, seit der Greis entschlief
Ich ihn gebettet an Isoras Seite.
Er fand bei ihr den Schlummer fest und tief,
Die sich für ihn dem frühen Grabe weihte.
Ich schmückt es liebend mit den weißen Rosen,
Die Heimatstätte für den Heimatlosen.

Es geht ein frisches Wehen durch die Welt,
dringt bis zu mir in diese Felsenklüfte.
Dem Wunsche hat die Hoffnung sich gesellt,
Daß eine milde Hand die Fesseln lüfte,
Die schwer umspannten aller Völker Glieder
Und drückten Geist und Kraft zum Staube nieder.

Der Trank des Lebens

Die Becher kreisen. – Leben, hohes Gut,
Du bist der feurige, gefüllte Becher,
Dem Geist und Duft und Lust und Weh entströmt!
Hoch auf zum Rande schäumt die mächtige Flut.
Aus der wir all in tiefen Zügen trinken.

Der schlürft Verzweiflung, jener holdes Glück,
Der eine Frieden und der nächste Kampf;
Leichtherzige Lust die frohe Jugend; und
Gedankenschwer, mit kummervollem Blick,
Schöpft Weisheit, der Erfahrung Frucht, der Greis.

Doch aus dem Wunderkelch, der alle labt,
Der unergründlich Kind und Mutter tränkt,
Und Mann und Jüngling bald mit süßem Rausch
Und bald mit giftiger Bitterkeit begabt,
Quillt eine Welle, die sie all kosten.

Sie trübt die Flut, die kaum noch silberrein,
Verkehrt in Schalheit Glut und süß in herb,
Und mischt dem Trank den schweren Tropfen bei,
Der bleiern in den leichten Freudenwein,
Sein goldnes Licht verdunkelnd, sinkt – die Sorge.

Zum zweihundertjährigen Jubiläum des
Gymnasiums Petrinum in Dorsten (1842)

Wild rast ein Sturm durch Deutschlands Gauen;
Des Krieges heißer Hauch durchweht
Die Städte und die goldnen Auen.
Wo Glück und Leben untergeht.
Der Schweden stolze Banner wallen
Weit in das blutgetränkte Land,
und seine besten Söhne fallen,
Die Waffe noch in starker Hand.

Die Städte rauchen, Tempel wanken,
Die Vesten sinken in den Staub.
Die Geister selbst und die Gedanken
Sind eines wilden Zwiespalts Raub.
Auf alle Herzen drückt die Schwere
Der wilden Zeit voll Mord und Blut,
und opferlos steh'n die Altäre
wo einst geflammt des Wissens Glut.

Doch selbst das Meer in Wogenarmen
Trägt stille Inseln, grün und kühl;
Doch zittern Liebe und Erbarmen
Selbst in dem wilden Schlachtgewühl.
Die Steppe hegt, gleich Edelsteinen,
In Palmenschatten oft den Quell,
Und durch zerriß'ne Wolken scheinen
Die heil'gen Sterne hehr und hell.

So ist aus wildem Schlachtgetöne
Ein Laut des Friedens aufgetaucht,
Der feine Milde, feine Schöne,
Auf uns're Zeit herüberhaucht.
Ein Morgenroth des Lichts und Lebens

Gebär uns jene Flammennacht;
Sein Schimmer strahlte nicht vergebens,
Er hat den schönsten Tag gebracht.

Und als, nach dreißigjährigem Ringen,
Die Zeit, den Frieden nun gebär,
Da mußte reiche Früchte bringen,
Was eine Saat des Friedens war.
Die Nähe und die fremde Ferne
Trank hier der Lehre reinen Quell,
Und weithin schimmerten die Sterne
Der Wissenschaft, beglückend, hell.

So folgten Kämpfe, folgte Frieden
Nach in der ruhelosen Welt,
Oft hat Gewalt, oft Recht entschieden,
Selbst Willkür oft den Wurf gefällt.
Doch, wie das Meer des Wechsels schäumte
Am festen Uferrand der Zeit,
Es ist kein Trug, den Wahn erträumte:
Daß fest besteht, was Gott geweiht.

Hier sank ein Fürst, dort eine Krone,
Ein Volk beging den Königsmord,
Hoch thürmten auf sich neue Throne
Und sanken in den Staub sofort.
Auch an die stillen Lehrgebäude
Schlug laut des Kampfes wilder Ton.
Doch nie zerfiel – zu unsrer Freude –
Der hier erbaute Friedensthron.

Und in den sichern Räumen tönet
Das Wort der Lehre fort und fort.
Hier scheint die Zwietracht selbst versöhnet,
Hier, an der Weisheit stillem Port.
Schon zweimal sind – den Stiftern Ehre –

Jahrhunderte ins Land gewallt,
Seit nie das sanfte Wort der Lehre
Dem Ohr der Jugend hier verhallt.

II. Prosa

Auszug aus der Novelle »An der Balkenfurth«

[...] »Dienberg«, sagte die Frau Director nach aufgehobener Tafel zu ihrem Gemahl, »kannst du heute mit mir nach der Balkenfurth gehen? Es ist ein so wunderschöner Tag, und ein tüchtiger Spaziergang würde dir sehr zuträglich sein.«
»Ich habe aber für jetzt keine Zeit, ihn zu unternehmen, Julchen. Gib du aber deshalb deinen beabsichtigten Ausflug nicht auf. Ja, ich kann es sogar einrichten, mich daran zu betheiligen, wenn du hinfahren willst. Ich komme dann gegen sechs nach und fahre um acht Uhr mit dir nach Hause. Den Weg in so kurzer Zeit zwei Mal zu Fuß zurücklegen, möchte ich nicht.«

Julchen fand den Vorschlag ihres Eneherrn sehr annehmbar; er wurde also ausgeführt. Gegen vier Uhr fuhr des Directors altmodische Kalesche in den Hof an der Balkenfurth ein.

Beatrixens Freude über den Besuch ihrer wohlwollenden Freundin war so herzlich wie immer; der Oberst empfing den lieben Gast mit der freundlichen Achtung, die er der vortrefflichen Frau stets bewies. Es gab eben in seiner kleinen Landwirthschaft manches für ihn zu thun; aber er verschob einige seiner Verrichtungen auf morgen, um sich der Gesellschaft der heiteren, lebenswürdigen Dame zu widmen.

Nach eingenommenem Kaffee hatte der Oberst einige Anordnungen zu treffen, und Beatrix führte Frau Dienberg zu dem Aurikelbeet unter den Obstbäumen, das eben in voller Blüthe stand. Sie erzählte von der freudigen Mühe, mit welcher sie die kleinen, so schwer zu ziehenden Pflänzchen ein ganzes Jahr gepflegt habe, und war so glücklich über den Lohn, den die köstlichen Blumen ihr in ihrem sammetweichen Schmelze und ihrem feinen Dufte spendeten, daß die Frau Director sich im Stillen sagte:

»Gott sei Dank, sie hat die unangenehme Geschichte mit dem Eckenberg ganz überwunden.«

Man hatte sich eben wieder im Wohnzimmer zusammengefunden, als eine ungewohnte Erscheinung, ein eleganter offener Wagen in die Linden-Allee einbog. »Es steht Ihnen noch ein weiterer Besuch bevor, Herr Oberst,« sagte Frau Dienberg, die vom Fenster aus dies bemerkte.

»Das scheint so; aber wer kann das sein?«

»Es ist die Equipage von Parrstein.«

»Ei, zum Kuckuck, der Graf in Gesellschaft feiner Damen!« bestätigte der alte Herr mit einem Gesichte, als sei der letztere Umstand nicht eben wünschenswerth. »Da fahren sie schon in den Hof. Fass' dich zusammen, kleine Kröte, und benimm dich nicht wie ein Landpomeränzchen.«

Ob die ziemlich rau ausgesprochene Ermahnung geeignet war, dem jungen Mädchen die erwünschte Sicherheit des Benehmens zu geben, schien sehr zweifelhaft. Während ihr Großvater das Zimmer verließ, um den Angekommenen entgegenzugehen, trat Beatrix heftig erröthend dicht an Frau Dienberg's Seite und flüsterte: »Ich bin sehr froh, daß Sie hier sind.«

»Glaubst du denn Schutz zu bedürfen, mein Töchterchen?« fragte die gute Frau mit ermutigendem Lächeln. »Ich denke, du würdest auch ohne mich fertig werden.«

Der Oberst öffnete weit die niedere, breite Thüre und zwei schöne Damen in höchst eleganten Frühlings-Toiletten rauschten herein, die alte, grüne Stube mit einem Glanze erfüllend, der alle ihre Mängel in ein peinliches Licht stellte. Das war der erste, beinahe überwältigende Eindruck, den Beatrix von dem Auftreten der Frau von Dernau und des Fräuleins von Allmersbach empfing. Ihm folgte fast unmittelbar ein an Entrüstung grenzendes Gefühl, als aus den halbgeschlossenen, dunklen Augen der schönen Fremden ein äußerst wegwerfender Blick sie traf. »Sie kommen in meines Großvaters Haus,« dachte sie, »und sie haben keine Ursache und kein Recht, mich hier zu

beleidigen.« Sie richtete sich unwillkürlich mit einem sie wohl kleidenden Selbstgefühl auf, das alle linkische Schüchternheit des blöden Landmädchens von ihr abstreifte. Frau von Dernau hatte ihr ganz gegen ihren Willen einen nicht zu unterschätzenden Dienst erwiesen.

Diese stumme Scene nahm nur wenige Augenblicke in Anspruch. Auch Baron Dernau und Graf Bärfelden waren eingetreten, und nachdem letzterer Beatrix, als der Dame des Hauses, seinen ehrerbietigen Gruß gebracht, übernahm er die Obliegenheit, diejenigen der Anwesenden, die sich gegenseitig noch unbekannt waren, einander vorzustellen. Und Beatrix machte hierauf die Honneurs des Hauses, zum Erstaunen ihres Großvaters, so vollkommen gut, »als wenn die kleine Kröte in einer Residenz erzogen wäre«. Frau Dienberg war fast eben so verwundert, aber viel mehr erfreut über die Haltung des jungen Mädchens, und eben so sehr war dies Beatrix selbst. Sie wußte nicht, welche starke Stützen in ihrer bescheidenen Selbstachtung, in der sichtlichen Zufriedenheit ihres strengen Großvaters und endlich in dem uneingestandenem Wunsche, sich die Achtung des Grafen zu erringen, ihr zu Gebote standen.

Die Unterhaltung wurde bald allgemein und beschäftigte sich natürlich mit der Umgebung und den Genüssen, die sie, vorzüglich in Bezug auf Geselligkeit, zu bieten habe. Bei dieser Gelegenheit erwähnte Fräulein Alwine eine reisende Abenteurerin, die sich gestern in Parrstein eingefunden, und trotz eines namhaften Geldgeschenkes, das der Graf ihr verabreichen ließ, sich kaum abhalten lassen, in den Salon zu dringen, um den Herrschaften ihre unerwünschten Vorstellungen, Declamations- und Gesangesübungen zum Besten zu geben. Der Oberst wechselte plötzlich die Farbe, und Alwine Allmersbach hatte seine Gunst für immer verscherzt; denn er nahm jede noch so entfernte Erinnerung an Schauspieler und Schauspielerkünste als eine persönliche Beleidigung auf; ob der Uebelthäter die Geschichte seines verstorbenen Sohnes

kannte oder nicht, das machte die Sache weder schlimmer noch besser.

Frau Dienberg versuchte vergebens, das Gespräch unvermerkt auf ein anderes Thema hinüberzuleiten. Bertha und Alwine hatten beide bemerkt, daß die Erwähnung der Bänkelsängerin den Obersten ärgerte und Beatrix peinlich berührte. Sie waren vom Grafen etwas gewaltsam, wie sie es betrachteten, bestimmt worden, die Familie Wolffshaben zu besuchen, und deshalb mit keineswegs wohlmeinenden Gesinnungen nach der Balkenfurth gekommen. So hatten sie beide, ohne sich darüber auszusprechen, mit seltener Einmüthigkeit den Entschluß gefaßt, für den alten Officier und seine Enkelin »keinerlei frais zu machen, im Gegentheil, sie ein wenig zu accabliren«. Getreu diesem lobenswerthen Vorsatze, hielten sie den ihren Wirthen sichtlich unliebsamen Gesprächsgegenstand fest, so lange er sich ohne Augenfälligkeit ausbeuten ließ.

Dann kam Bertha auf emancipierte Frauen im Allgemeinen zu sprechen, und hier stimmten der Oberst sowohl als der Graf, die beide, gleich allen stolzen und thatkräftigen Männern, am Weibe die reinste Weiblichkeit über alles schätzten, ihr in manchem Punkte bei.

»Die gnädige Frau haben vollkommen Recht!« rief der Oberst. »Eine Frau soll Frau sein und bleiben, und das in jeder Hinsicht. Mir ist eine Dame, die den Jockey spielt, eben so zuwider, als eine, welche die Gelehrte aushängt.«

»Ich freue mich, Herr Oberst,« nahm der Graf das Wort, »in Ihnen einen so warmen Anhänger meiner eigenen Ansichten über das, was die Frauen gut und liebenswürdig macht, zu finden. Ich würde es gewiß nicht vertheidigen, wollte man sie zu bloßen Puppen oder Haushälterinnen erziehen; aber so hoch ich die einsichtsvolle Klarheit eines weiblichen Urtheils über die einer Frau zugänglichen Fragen schätze, so scheint mir kaum etwas so abstoßend zu sein, als die Beschäftigung einer Dame mit Dingen, die eigentlich über ihren Wirkungskreis hinausliegen.«

»Ganz meine Meinung!« bekräftigte der Oberst. »Wenn es etwas noch Unleidlicheres gibt, als einen Küchenpeter, so ist das ein weiblicher Schöngest.«

»Die Herren haben Recht in so fern, als alles Extreme sich unangenehm äußert,« bemerkte Frau Dienberg. »Doch sollte ich glauben, wenn eine Frau ein besonderes Talent besitzt, so dürfte sie es pflegen, unbeschadet ihrer weiblichen Liebenswürdigkeiten, wenn ich mich so ausdrücken darf.«

»Ganz gewiß, gnädige Frau,« erwiderte Helmerich: »immer aber in vorsichtig festgehaltenen Grenzen. Es kann z. B. nichts Anmuthigeres geben, als die Kunst, selbst einen anziehenden, geistvollen Brief zu schreiben, wie sie mancher liebenswürdigen Dame eigen ist; dagegen eine dichtende Frau, eine Schriftstellerin – der bloße Name einer solchen könnte mich in die Flucht schlagen.«

In die Unterhaltung kam jetzt eine Störung durch den Eintritt des Directors Dienberg, neben welchem sich, während Trinette die Thüre vor ihm öffnete, des Obersten großer Hofhund in das Zimmer drängte. Das Thier war durch einen Zufall um einige Stunden früher, als es sonst jeden Abend zu geschehen pflegte, von seiner Kette losgekommen, und eilte, der ungewohnten Freiheit froh, mit ungeschlachten Freudensprüngen auf seinen Herr zu. Fräulein von Allmersbach, die dicht neben dem Obersten saß, fürchtete sich entweder wirklich vor dem ungeheuern Bernhardiner, oder sie glaubte durch ein ängstliches Benehmen einen Beweis zarter Weiblichkeit zu geben, – ein Irrthum, den leider viele junge Mädchen mit ihr zu theilen scheinen. Genug, sie fuhr mit einem kleinen Schrei und vorgehaltenen Händen in die Höhe, und nun folgte ein scharfer Laut, der sie wirklich erschreckte und auch den Obersten emporfahren machte. Es war zu spät: der Saum von der Robe des Fräuleins, beim Niedersitzen unter den Stuhl des Herrn von Wolffshagen geraten, war in einem breiten Streifen abgerissen. Alle Entschuldigungen des alten

Herrn vermochten den Schaden nicht zu vergüten. Beatrix bedauerte den Unfall aufrichtig, und bat das Fräulein, sie auf ihr Zimmer zu begleiten, wo sie den Riß in wenigen Minuten so weit ausbessern könne, daß Fräulein von Allmersbach wenigstens nicht im Gehen genirt werde. Diese nahm das Anerbieten an und verließ mit ihrer jungen Wirthin die Gesellschaft.

Die beiden Mädchen stiegen die Treppe hinauf und betraten Beatrixens kleines Reich, ein großes, niedriges Zimmer mit gekalkten Wänden und gebräunter Bretterdecke, die von schweren, roh geschnitzten Balken getragen wurde. Beatrix bat ihren Gast, das Kleid abzulegen, und ihre Schultern in eine Mantille zu hüllen, bis jenes ausgebessert sei.

Alwine ging ohne Umstände darauf ein, und während Beatrix sich an ein Tischchen in eine der tiefen Fensterischen setzte und ihre Arbeit begann, musterte Fräulein von Allmersbach den Raum, worin sie sich befand. Die Ausstattung desselben war mehr als bescheiden, ja fast dürftig; aber die frische Sauberkeit und der unverkennbare Schönheitssinn, welche die ärmliche Einrichtung dennoch auszeichneten, konnten wohl zu dem Glauben berechtigen, daß die Bewohnerin des stillen Zimmers den Aufenthalt in demselben liebe. Zwischen dem schmalen, weißen Bette und dem plumpen Kleiderschrank stand der kleine Toiletentisch von Tannenholz, nur sehr sparsam mit den erforderlichen Geräthschaften versehen, aber leuchtend in seiner tadellosen Reinlichkeit. Die Mitte der gegenüberliegenden Wand nahm ein schwerfälliger Kamin ein. Zwischen diesem und der Thüre befand sich das Prachtstück der Einrichtung, eine bauchige Commode mit blanken Messinggehängen, und auf derselben, zwischen zwei Wachslichern auf gewundenen, zinnernen Leuchtern und zwei krystallhellen, mit frischen Schlüsselblumen gefüllten Gläsern, ein Crucifixbild. Außerdem lagen auf der tadellos weißen Decke zwei Gebetbücher, Kistemaker's

Neues Testament und ein sehr abgegriffenes Exemplar von der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen, – so die alte Commode als den Hausaltar der jungen Waise kennzeichnend.

Es ist kaum zu sagen, mit welchem Blicke mitleidiger Verachtung Alwine die kahlen Wände und die einfache Einrichtung des Gemaches in Augenschein nahm, und mit welch' gelangweilter Miene sie endlich auch noch zur Inspection des letzten Gegenstandes, eines mit einigen Büchern und Schreibmaterialien ausgestatteten Tisches zwischen dem Kamine und den Fenstern, überging. Während Beatrix eifrig nähte und dadurch verhindert wurde, das insolente Benehmen ihres Gastes zu beobachten, nahm Fräulein von Allmersbach einen Band nach dem anderen auf und begleitete ihre Besichtigung mit einschlägigen Bemerkungen: »Der alte Umland! – Sie schwärmen ohne Zweifel für ihn, Fräulein von Wolffshagen?«

»Aus ganzer Seele. Er ist so durch und durch ein Dichter. Selbst seine politischen Lieder sind wahrhaft Gedichte, was doch sonst von derartigen Productionen selten sich behaupten läßt.«

Für Alwine, in deren Augen alles ein Gedicht war, was sich reimte, war das eine seltsame Behauptung; sie ließ sich jedoch nicht weiter darauf ein, sondern fragte: »Hoffmann von Fallersleben ist wohl auch einer Ihrer Lieblinge?«

»Ich kenne von ihm bloß ein Gedicht: das Lied an die Rose; das aber ist wunderschön.«

»Ah, – und hier haben wir auch Prosa: Peveril vom Gipfel – Redgauntlet – Sterne deuter –. Vermögen Sie es, sich in diese breiten Erzählungen hineinzulesen?«

»Hineinzulesen? – Dessen bedarf man bei Scott doch nicht! Wenn ich am Schlusse der ersten Seite angelangt bin, ist mein Interesse bereits lebhaft gefesselt und steigert sich von Blatt zu Blatt.«

»So? – Wie verschieden doch Geschmack und Urtheil sind. – Hermann und Dorothea – darin kann man allenfalls

blättern; – Wilhelm Tell und – gütiger Himmel! Jean Paul. Aber das ist doch ein längst überwundener Standpunkt.«

»Es ist die Vorschule der Ästhetik,« sagte Beatrix, zum ersten Male von ihrer Näherer aufblickend, mit lebhaftem Erröthen. »Sie kennen das Buch gewiß nicht; denn sonst würden Sie es schätzen.«

»Sollten Sie darin irren? – Aber was ist dies? Ein frisch abgeschriebenes Gedicht. – Von wem ist es?«

»Ich habe es selbst geschrieben,« erwiderte Beatrix ausweichend. »Bitte, sehen Sie sich das Kleid ein Mal an, ob es so gut wird.«

»O, daran zweifele ich nicht. Aber ich frage nicht, von wem das Gedicht geschrieben, sondern von wem es verfaßt sei. Es gefällt Ihnen gewiß ausgezeichnet; Nachtigallen, Blüten, Wohlgerüche – alles Mögliche findet sich darin.«

»Ihr Kleid ist fertig, Fräulein von Allmersbach. Wollen Sie nicht die Güte haben, es anzulegen?«

»Ich danke Ihnen; Sie haben es wirklich geschickt gemacht. So, wenn Sie diese Bänder etwas fester anziehen wollten! Aber nun, wer ist der Verfasser des Gedichtes?«

»Die Robe will wirklich nicht schließen,« sagte Beatrix, als sei sie einzig mit dem Zuhaken des Kleides beschäftigt.

»Nein, so entkommen Sie mir nicht, sie kleine Listige. Wenn Sie darauf bestehen, mir den Autor dieser Verse zu verheimlichen, so werde ich natürlich zu der Annahme gedrängt, daß er der wärmste Ihrer Verehrer ist.«

»Einen irrigen Schluß könnten Sie nicht bilden, denn ich kann mich keines einzigen rühmen,« erwiderte Beatrix etwas gereizt.

»Ei, aber weshalb erröthen wir denn so, Fräulein Beatrix? – So etwas kann man leicht behaupten, aber nicht so leicht Andere glauben machen.«

»Weshalb drängen Sie sich nur so in mein Vertrauen?« fragte Beatrix unvorsichtig. Ihr berechtigter Unwille über die Indiscretion ihres Gastes riß sie zu ungewohnter Heftigkeit hin.

»Ah!« rief Alwine lachend, »jetzt sind Sie ertappt. Der Dichter ist also doch ein verkappter Bewunderer.«

»Nein, er ist es nicht,« erwiderte Beatrix mit steigendem Unwillen: »ich selbst habe die Verse gemacht.«

»Sie selbst!?« – Dies beleidigende Erstaunen ...

»Weshalb setzt Sie das in solche Verwunderung?«

Da brach aus den hellgrauen Augen der Blitz, den Graf Bärfelden so verabscheute; er erinnerte Beatrix an das unheimliche grüne Schillern in Eckenberg's falschem Blick. Fräulein Alwine rief: »Oh, natürlich sehen Sie mich über Ihre schriftstellerischen Versuche erstaunen, da Ihr Großvater ein solcher Feind der Frauen-Emancipation ist. Ich will doch versuchen, ob seine Strenge auch seiner lieben Enkelin gegenüber stichhaltig bleibt.« Und Beatrixens halb flehendem, halb zürnendem Widerspruche zum Trotze verließ sie das Zimmer, das unglückliche Blatt in der Hand, und begab sich zur Gesellschaft zurück, während das arme Kind ihr beklommenen Herzens folgte.

»Liebe Alwine, du siehst ja ganz triumphierend aus!« rief Frau von Dernau der Eintretenden entgegen. »Hat das Fräulein den Schaden so gut geheilt?«

»Ja, und mehr als das, Bertchen; dein Gemahl würde sagen, Fräulein von Wolffshagen sei in allen Sätteln gerecht. Während sie meine Robe ausbesserte, habe ich entdeckt, daß sie Schriftstellerin ist.«

»Schriftstellerin?« fragte der Graf ungläubig.«

»Schriftstellerin!« schrie der Oberst, und die frische Röthe seines Gesichtes ging in tiefes Dunkel über. »Sie müssen sich irren, meine Gnädige. Es gibt an der Balkenfurth so viele nothwendige Arbeiten für die kleine Kröte, dass ihr kaum Zeit genug bleibt, um ihren Morgen- und Abendsegens zu sprechen. Sehen Sie nur ihre Hände an.«

»Diese hübschen Hände sind allerdings ein wenig braun, aber sie haben dennoch dieses Gedicht niedergeschrieben.«

»Geschrieben, ja, aus irgend einem Buche heraus,« brummte der Oberst mit einem ingrimmigen Blicke auf seine

Enkelin, der diese doppelt heiß wünschen ließ, daß sie ihre Autorschaft möge verleugnen können.

Das Fräulein von Allmersbach fuhr indeß mit ihrer hellen Stimme fort: »Nein, nicht aus einem Buche, sondern aus ihrem Kopfe, Herr von Wolffshagen, Fräulein Beatrix ist gescheidter, als sie ahnen.«

»Na, so soll doch – « fuhr der Oberst so heftig auf, daß Beatrix sich erblassend an den Stuhl der Directorin lehnte. Diese kam ihr schnell zu Hülfe: »Was soll denn geschehen, Herr Oberst?« unterbrach sie ihn heiter. »Sie werden doch Beatrix keinen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie jung ist. Erlauben Sie mir einen Blick auf das Gedicht, Fräulein von Allmersbach. – Mairegen – Ja, ich kenne es, und du brauchst dich seiner nicht zu schämen, mein Töchterchen. Weshalb solltest du deine unschuldigen Frühlingslieder nicht ebenso gut singen, wie der Fink oder die Lerche? Sie wünschen es zu lesen, Herr Graf? – Beatrix, du erlaubst?« – Und sie legte das kleine Blatt in die Hand des Grafen.

Während der Oberst, noch immer ärgerlich, dem Baron und dem Director auseinandersetzte, er sei wie aus den Wolken gefallen, denn er habe keine Ahnung von den Alfanzerien gehabt, welche die kleine Kröte im Geheimen treibe, las Helmerich still für sich:

Mairegen
Süße, klare Töne dringen
Aus dem lichten, weichen Laub;
Nachtigallenweisen klingen
Zum bewölkten Himmel auf.

Einen Schleier zieht die Sonne
Schonend um ihr Angesicht:
Dieser träumerischen Wonne
Dient kein volles Strahlenlicht.

Und die Wolke sinkt hernieder,
Leise perlend auf die Au;
Diese Blüten, diese Lieder
Brauchen linden Maientau.

Er war zu Ende, aber er gab das Blatt nicht aus der Hand, und sein warmer, offener Blick ruhte auf Beatrix mit dem Ausdruck herzlicher Abbitte und rückhaltloser Bewunderung. Der Oberst rief eben, einer gegentheiligen Aeußerung des Directors widersprechend: »Aber ich sage Ihnen, daß dergleichen immer von Uebel ist.«

»Warum sollte es das sein, Herr Oberst?« fragte Frau Dienberg in ihrer ruhigen, besänftigenden Weise. »Stimmungen, wie Beatrix sie hier ausdrückt, haben wir Alle in unserer Jugend gehabt, wenigstens diejenigen von uns, denen die natürliche Reinheit und Frische der Gefühle nicht vorzeitig abhanden gekommen war. Und selbst der gereifere Mensch, dem in den Mühen und Sorgen des Lebens die ursprüngliche Empfänglichkeit verkümmert worden ist, freut sich, wenn von außen her diese schlummernde Empfänglichkeit wieder ein Mal angeregt wird. Warum sollen wir nun den Wenigen, denen es gegeben ist, diesen Gefühlen, Anschauungen, Stimmungen – wie wir es nennen mögen – den entsprechenden Ausdruck zu geben, es verdienen, wenn sie von dieser glücklichen Gabe Gebrauch machen? Wir sollten ihnen lieber dankbar dafür sein, daß sie das Zauberwort kennen, es auch anwenden, um uns den versunkenen Schatz aus der Jugend heben zu helfen.«

»Das klingt ganz hübsch, meine Gnädige,« brummte der Oberst, »aber es ist mir ein Bißchen zu hoch.«

»Mich aber, gnädige Frau,« sagte der Graf mit Wärme, »haben Sie zum tiefsten Dank verpflichtet, weil Sie einem Gedanken Worte liehen, den ich selbst auszusprechen

verlangte – und doch nicht wagte, nachdem ich vor kurzem ein Urtheil abgegeben, das auf den ersten Blick mit ihm im Widerspruch zu stehen scheinen könnte. Aber es sollte – ich bitte Sie sehr, es zu glauben – nur gegen Uebertreibungen, nicht aber gegen den echten Schatz seltener weiblicher Bildung gerichtet sein.«

Er wandte sich mit seinen Worten zwar äußerlich an Frau Dienberg; aber Beatrix fühlte sich mit warmer Freude davon überzeugt, daß sie auch ihr galten. Diese Gewißheit machte sie so innig froh, daß sie mit einer Gleichgültigkeit, über welche sie selbst erstaunt war, dem Sturme entgegensah, der beim ersten Alleinsein mit ihrem Großvater nothwendig über sie hereinbrausen mußte, um der unglücklichen Entdeckung willen, daß sie »eine Federfuchserin« sei. [...] (*Maria Lenzen*, S. 318-330)

III. Biographisches

Auszüge aus zwei Briefen an ihre Nichte Elise Naegele

Anholt, den 4. Juli 1871

[...] Bist du mit der englischen Sprache völlig vertraut und willst du es unternehmen, so will ich Herrn Bachem gern fragen, ob er dir englische Bücher zum Uebersetzen verschaffen und sie als Feuilletons abdrucken oder sonst in Verlag nehmen will. Ich bin gern bereit, die Korrekturen deiner Uebersetzungen zu besorgen; du mußt es mir dann aber nicht übel nehmen, mein Töchterchen, wenn ich an deinem Stil ändere, was mir nicht gut scheint, denn ich würde da strenge sein müssen. Ein Fehler, eine Nachlässigkeit im Ausdruck oder in der Satzbildung, die uns in einem Brief weiter nicht stören, können in einer Druckschrift gar ungeschickt aussehen. Es ist etwas Eigenes um die Druckerschwärze; sie hat wirklich das Seltsame an sich, die Fehler sowohl als die Schönheiten einer literarischen Arbeit zu heben. [...]

Anholt, den 14. Februar 1874

[...] Heute ist der 14. Februar, und meine Kalendergeschichte ist kaum halb fertig. Ich hatte nachmittags – meine beste Schreibzeit – einige Störungen und bin deshalb nur langsam vorgerückt. Nun, mein Worte halte ich und liefere das Ding zur bestimmten Zeit ab; aber nächstens verpfände ich es nicht wieder auf eine festgesetzte Frist. Es ist zwar viel angenehmer, wenn die Verleger auf den Autor warten, als wenn das Umgekehrte der Fall ist; aber ich danke doch dafür, in festanberaumten Monaten eine bestimmte Anzahl Bogen zu schreiben. Das Schlimmste ist, daß ich mich nicht zu meinem »Fräulein aus dem Sassenreich« wenden darf, das mich mit fast unwiderstehlicher

Gewalt lockt. Die Gestalten – wunderliche sind darunter – sind um mich her wie quälende Geister, welche fordern, daß ich mich mit ihnen zu schaffen mache, wie bevorzugte Kinder, welche die anderweitig beschäftigte Mutter nicht in Ruhe lassen. Ach – und wann komme ich zu ihnen? – Ist das Kalenderding fertig, muß ich noch eins für den »Hausschatz« schreiben. An dieses freilich gehe ich nicht mit Unlust heran. Schon sein Titel wird dir sagen, daß sich etwas aus dem Stoffe wird machen lassen. Die kleine Novelle wird sich nennen: »Durch den Schmerz erzogen.« [...]

Nachwort

Anna Maria Bernhardina Josepha Sebegondi wurde am 18. Dezember 1814 in Dorsten geboren. Vermutlich kam sie durch eine Hausgeburt zur Welt, wie es zu der Zeit üblich war. Getauft wurde sie einen Tag später. Sie war das erste Kind des Dr. Rüdiger Sebegondi und seiner Frau Elisabeth, geb. Wehling, und wurde Maria genannt. Ihr Elternhaus stand in der Innenstadt an der Nordseite des Marktplatzes, Hausnummer 14, rechts neben dem Hotel des Johann Söller.

Das Haus der Familie Sebegondi, in dem auch die Arztpraxis war, lag zentral. Gleich in der Nähe, an der Ostseite des Marktes, befanden sich die St. Agatha-Kirche mit dem hohen Glockenturm und das Rathaus, das in dem Gebäude der alten Stadtwaage, direkt vor der Kirche, untergebracht war.

Die Mutter von Maria, Maria Catharina Elisabeth Sebegondi, geb. Wehling, genannt Elisabeth, geb. am 17. März 1789, war die Tochter des Dorstener Assessors am Stadtgericht, Bernhard Josef Laurentius Wehling, geb. um 1760, und dessen Frau Maria Josephine Sophia geb. Peus.

Der Vater von Maria, Rüdiger Sebegondi, wurde am 20. Oktober 1785 in Dinslaken als Rotger Joannes Sebegondi geboren, wo seit 1665 seine Familie wohnte, die aus Italien kam und dem Geschlecht der »Sebegondier«, dem römischen Patrizier-Adel, entstammte. Seine Eltern hießen Arnold Hermann Sebegondi und Anna Maria geb. Claassen. Beide wurden etwa um 1760 in Dinslaken geboren. Sein Vater, Arnold Hermann Sebegondi, war schon sehr früh, am 2. Juni 1788 im Alter von 24 Jahren, verstorben, als Rüdiger Sebegondi gerade einmal drei Jahre alt war.



Abb. 1: Der Marktplatz in Dorsten mit der Kirche St. Agatha und davor dem Gebäude der alten Stadtwaage, in der zur Zeit Maria Lenzens das Rathaus untergebracht war. Das zweite Gebäude von links ist das Geburtshaus von Maria Lenzen.

Rüdiger Sebregondi war 1804 als Militärchirurg in preußische Dienste eingetreten, hatte an der Universität Duisburg Medizin studiert und promoviert. Am 15. November 1813 hatte er Elisabeth Wehling in Dorsten geheiratet. Bald hatte er ein Wohnhaus am Markt gekauft und sich dort als praktischer Arzt niedergelassen, in dem dann am Ende des Jahres 1814 seine Tochter auf die Welt gekommen war.

Statt sein Kind zu züchtigen, wie es in anderen Familien zu der Zeit häufig vorkam, behütete und beschützte er das kleine Mädchen, wo er nur konnte und bestärkte es in seinem Denken und Handeln, so wie er es aus seiner italienischen Familientradition her kannte. Aber diese Haltung war gegen das Erziehungsideal der damaligen Zeit, was in der Bevölkerung auch Anlass zu Kritik und heftigen Diskussionen gab. Doch er ließ sich nicht beirren.

Als Vorstand des Hauses Sebregondi am Dorstener Markt ging er auch mitfühlend mit dem Personal um, zeigte sich warmherzig und hatte Verständnis für Sorgen und Nöte anderer. Oft verzichtete er auch auf Bezahlung, wenn er armen Menschen geholfen hatte und wenn sie kein Geld für sein Honorar aufbringen konnten. Er genoss großes Ansehen als Mensch und auch als Arzt in der Stadt.

Dorsten hatte zu der Zeit harte und unruhige Jahre hinter sich, und die Menschen hatten sehr gelitten. Durch Einquartierungen von Soldaten der russischen, französischen und preußischen Armeen hatten sich in der Stadt hohe Schulden angehäuft. So manche Haushalte mussten in den zurückliegenden Jahren bis zu fünfzig Soldaten und die dazugehörigen Pferde aufnehmen und verpflegen, was so manche Bürger völlig überfordert und zur Verzweiflung getrieben hatte. Viele Bürger waren abgemagert und krank. In der Enge der Stadt verhielten sich die Armeeingehörigen nicht sonderlich auffällig, doch vor der Stadtgrenze gab es häufig Plündereien und den Bauern wurden Vieh und Lebensmittel gestohlen.

Im Jahre 1816 waren die feindlichen Truppen besiegt und es herrschte endlich Frieden. Dorsten gehörte nun zum Königreich Preußen und war Teil des neu gebildeten Kreises Recklinghausen, der im Wesentlichen dem Gebiet des Vest Recklinghausen und der Herrlichkeit Lembeck entsprach. Doch die Dorstener waren trotzdem in Sorge, denn die Nahrung reichte nicht. Schon in den vergangenen Jahren hatte es mehrere Jahre hintereinander aufgrund schlechter Wetterverhältnisse keine gute Ernte gegeben, mal war es zu trocken, mal war es zu nass. Aber im Jahr 1816 waren die Bauern in besonders großer Not. Das Korn und die Kartoffeln waren weitgehend unbrauchbar, weil das meiste durch den starken Regen auf den Feldern verschimmelte. Die Kornpreise stiegen um das Drei- bis Vierfache an. Die Bewohner mussten ihre Nahrung mit Wasser und Kräutern verdünnen und ihnen fehlten dadurch wichtige Vitamine. In dem Jahr war auch im Hause des Arztes Dr. Rüdiger Sebregondi das knappe Nahrungsangebot zu spüren. Es gab nichts im Überfluss. Demut und Bescheidenheit wurden von den Erwachsenen vorgelebt.

Nach Maria, im Jahre 1814, kamen weitere Kinder der Familie Sebregondi auf die Welt:

Als zweite Tochter: Anna Margareta Adolphina Josephina im Jahre 1816. Sie starb schon 1819, im Alter von drei Jahren.

Als dritte Tochter: Maria Alexandrina Wilhelmina im Jahre 1818.

Als vierte Tochter: Mechthild Wilhelmina, genannt Mathilde, im Jahre 1820.

Als fünfte Tochter: Maria Mechthildis Adolphina im Jahre 1822, und

als sechste Tochter: Maria Elisabeth Friderica, genannt Elise, im Jahre 1824.

Die Eltern umsorgten ihre Kinder und legten großen Wert auf eine gute Bildung.

Maria erhielt ihre ersten Lehrstunden im elterlichen Hause durch ihren Vater. Er begeisterte sie schon früh für das Lernen. Einige Zeit wurde sie auch von ihrem Großonkel, Pater Nikolaus Wehling, unterrichtet. Als der Großonkel aus Altersgründen die Aufgabe nicht mehr übernehmen konnte, bekam das Mädchen einen Hauslehrer, der eigentlich Theologie studiert hatte, sich aber für Medizin entschied und sich als Familienlehrer sein Geld verdiente. Schon mit sieben Jahren schrieb Maria eigene Verse auf, zunächst noch auf einer Schiefertafel. Als sich dann ihr poetisches Talent deutlich zeigte, verfasste sie ihre Geschichten auf Papier und präsentierte sie unter dem Titel »Bedenkselchen« im Familienkreis. Ihre Lesungen fanden zwar vor einem kleinen, aber sehr interessierten und dankbaren Publikum statt. Maria entwickelte sich zu einem selbstbewussten jungen Mädchen.

Im Jahre 1825, mit elf Jahren, besuchte sie die weibliche Erziehungsanstalt, die 1699 von den Ursulinen gegründet worden war.

Der Direktor des Mädchenpensionates und geistliche Kommissar Johann Goswin Rive stammte aus einer angesehenen Dorstener Familie. Er war der Bruder des Postmeisters Franz Wilhelm Anton Rive und der Sohn des Johann Wilhelm Rive und der Anna Susana Elisabeth, geb. Peus.

Johann Goswin Rive war ein angesehener Pädagoge und seiner Zeit voraus. Erziehung bedeutete für ihn nicht Züchtigung, sondern Verständnis und Vertrauen. Er legte weniger Wert auf eine Anhäufung von Wissen, sondern suchte nach den individuellen Fähigkeiten seiner ihm anvertrauten Schülerinnen. Er förderte die jungen Mädchen und stärkte gleichzeitig ihre Lernfreude. Da Maria ein neugieriges und wissbegieriges Mädchen war, blieb sie keine Antwort schuldig und war eine beliebte Schülerin. Ihre Begabungen und ihre Anlagen wurden von Johann Goswin Rive und den Lehrerinnen erkannt, und das Mädchen wurde darin bestärkt.

1826 wurde der Leiter des Mädchenpensionates, Johann Goswin Rive, für seine Tätigkeit mit dem Roten Adlerorden der IV. Klasse ausgezeichnet. Das war ein Grund, bei den Ursulinen ein großes Fest zu feiern, in das sich auch Maria einbrachte.

1827 wurden die drei Stadttore und ein Teil der Stadtmauer abgerissen, sodass sich der Ort vergrößern und über die alten Grenzen hinauswachsen konnte.

Maria war eine kleine, zarte, anmutige Person mit einem markanten Gesicht, in dem lebhaft blaue Augen freundlich und aufmerksam leuchteten. Sie strahlte die Harmonie und Zufriedenheit aus, so wie sie sie in ihrem Elternhaus erfuhr. Mit vierzehn Jahren, im Jahre 1829, verließ sie die Schule. Sie wollte ihre Mutter, die krank geworden war, bei der Haushaltsführung und der Erziehung der jüngeren Geschwister unterstützen. Unter ihrer Leitung wurde Maria auch in die Pflichten einer Hausfrau eingeweiht. Doch auf das Lernen verzichtete sie keineswegs. Ihre Weiterbildung wurde durch ihren Vater übernommen.

Als am 22. August 1829 eine Schwester von Marias Mutter starb, kümmerte sich Maria sogleich um deren jüngstes Kind, ihre Cousine Alexandrine. Die Familie Sebregondi nahm das sechsjährige Mädchen als Adoptivtochter in ihrem Hause auf. Mit vollständigem Namen hieß es Maria Adolphine Alexandrine Rive, war am 15. März 1823 als jüngste Tochter des Postmeisters Franz Wilhelm Anton Rive (1776-1847) und dessen Frau Anna Mechthild Colestina Magdalena, geb. Wehling (1780-1829), zur Welt gekommen.

Ein Jahr später, 1831, als Maria Sebregondi sechzehn Jahre alt wurde, lernte sie den königlichen Gerichtsreferendar Gustav Lenzen aus Köln kennen, mit dem sie sich im gleichen Jahr verlobte. Als der junge Mann 1832 seine Berufsausbildung abgeschlossen hatte und als Rechtsanwalt arbeiten konnte, heiratete sie ihn. Mit ihm zog sie nach Elberfeld in eine neue Wohnung.

Ihr Ehemann und auch ihr Schwiegervater, der Gerichtsrat Lenzen, trugen dazu bei, dass ihr Bildungsdrang genügend Nahrung bekam. Gustav Lenzen war poetisch veranlagt und förderte ihr Talent weiter. Ihr Schwiegervater nahm sie auf eine Reise nach Koblenz und nach Trier mit und zeigte ihr die Sehenswürdigkeiten von Köln über das Moseltal bis zur Eifel.

Doch ihr eheliches Glück war nur von kurzer Dauer, denn schon zehn Monate nach der Eheschließung starb ihr Mann an Typhus, damals noch als Nervenkrankheit bezeichnet und unheilbar. Einem Gerücht zur Folge soll er angeblich bei einer Testamentseröffnung einen giftigen Stoff in sich aufgenommen haben. Doch diese Äußerungen wurde nie ernst genommen und auch nicht weiter verfolgt.

Maria kehrte 1833 als achtzehnjährige Witwe tiefbetrübt nach Dorsten in ihr Elternhaus zurück. In Versen drückte sie ihre Liebe und ihren Schmerz aus. Um ihre Trauer zu überwinden und Trost zu finden, nahm sie die ihr schon in ihrer Kindheit lieb gewordene Beschäftigung wieder auf. Da ihre Mutter schon über mehrere Jahre kränkelte und immer schwächer wurde, blieb Maria in ihrem Elternhaus, kümmerte sich um den Haushalt und half ihrem Vater bei der Erziehung der Mädchen.

Nach und nach schrieb Maria auch unterhaltende Texte, zunächst in lyrischer Form. Zu privaten Feiern überraschte sie die Mitglieder der Familie und trug die eigenen Gedichte vor.

Bald wandte sie sich auch Prosatexten zu. Alles, was ihre Seele bewegte oder was ihr die Fantasie eingab, hielt sie fest und verband es mit ihrem umfangreichen Wissen.

Mit der Zeit gehörte sie, wie jede junge Dame, auch einem Kränzchen an. Hier ließ sie ihrer Lust, Geschichten zu erzählen, freien Lauf und fand immer wieder bewundernde Zuhörer. Bleich und sprachlos lauschten die Damen besonders gern den Gespenstergeschichten von Maria Lenzen. Selbstbewusst und vielleicht für die damalige Zeit sehr

kühn, wagte es die junge Frau, 1840 als Schriftstellerin aufzutreten.

Schreibende Frauen waren zu der Zeit ungewöhnlich. In der Zeit nach Goethe und Schiller war das literarische Schaffen weitgehend eine Männerdomäne. Frauen wurden als Schriftstellerinnen auch kaum ernst genommen und nur in Ausnahmefällen zugelassen. Manche schrieben unter einem männlichen Synonym oder konnten nur auf Umwegen ihre Ansprüche geltend machen. Sie mussten sich bestimmter Strategien bedienen, um publizieren zu können. Maria Lenzen hatte Mut und auch Erfolg. Sie arbeitete unbeirrt und ließ sich keineswegs auf eine Autorin von Frauengeschichten reduzieren. Darüber hinaus war sie keine Berufsschriftstellerin, die von ihrem Einkommen leben musste, sondern das Schreiben war ihre Berufung.

1839 verfasste sie ihren ersten Roman. Das Werk »Der Sieg des Glaubens« erschien 1840 in Regensburg. Es begründete ihre erste große Schaffensperiode. Maria Lenzen arbeitete weiter mit großem Einsatz und veröffentlichte Novellen und Romane, die auch von Kritikern als lesenswert hervorgehoben und gelobt wurden. Die Werke handelten von Mord, verbrecherischer Liebe, von Entführung und Elternmord. Der Stoff war schaurig und unheimlich. Die Handlungen spielten in frühchristlichen oder frühgeschichtlichen Zeiten, in Jerusalem, Griechenland oder Florenz und sie stießen auf reges Interesse.

Ihr Vater, Rüdiger Sebgondi, war mittlerweile Sanitätsrat. Er hatte sich als praktizierender Arzt, durch seine Arbeit im Krankenhaus und durch seine medizinisch wissenschaftlichen Kenntnisse hohes Ansehen auch über die Grenzen Dorstens hinaus erworben. 1840 veröffentlichte er eine Schrift über die »Genickstarre« sowie ein Buch über »Ferngesichte, Mitgeföhle, Vorgesichte und vorsagende Träume.«



Abb. 2: Das Geburtshaus von Maria Lenzen in Dorsten am Markt 14.

Das Nervenfieber, wie Typhus damals bezeichnet wurde, woran auch schon Gustav Lenzen gestorben war, grassierte bereits schon seit 1837 in der Stadt. Es gab kaum ein Haus, das nicht im Laufe der letzten Jahre mindestens einen Toten zu beklagen hatte. Die Ärzte Sebregondi, Burbaum, der Kreis-Wundarzt Michalides und die Hebammen, Witwe Reuters und Frau Vosselmann, kümmerten sich unermüdlich um die Kranken. Die Apotheke lieferte die notwendigen Medikamente.

Im Hause Sebregondi waren alle Familienmitglieder bei der Krankenpflege eingespannt. 1841 steckten sich auch zwei Schwestern von Maria an und erholten sich nicht mehr. Am 16. Dezember 1841 starb die 23-jährige Alexandrina und am 28. Dezember 1841 die 19-jährige Adolphina. Die Trauer war groß. Der Vater war durch den Kummer und den Schmerz für einige Zeit nicht mehr in der Lage, seine Praxis weiterzuführen. Die Mutter, die durch ihre Krankheit schon geschwächt war, konnte von nun an nicht mehr das Bett verlassen und musste von ihren Töchtern versorgt werden.

Maria Lenzen hatte sich im Alter von 28 Jahren in ihrer Heimatstadt als Dichterin bereits einen Namen gemacht. Deshalb wurde sie gebeten, für das 200-jährige Jubiläum des katholischen Progymnasiums, das 1642 von den Franziskanern gegründet worden war, zwei Festgedichte zu verfassen.

Der Leiter und geistliche Dirigent Pfarrer Wilhelm Schmitz erwähnte in seiner Festrede am 26. Oktober 1842 die beiden Werke lobend mit den Worten »von unserer als Schriftstellerin bekannten Maria Lenzen, geb. Sebregondi«. Der erste Text von Maria Lenzen, in dem sie den Grund der heutigen Feierstunde in lyrischer Form beschrieb, trug sie selbst vor.

Am 5. Dezember 1846 starb Elisabeth Sebregondi, geb. Wehling, die Mutter von Maria Lenzen, im Alter von 46 Jahren nach langem Siechtum an Schlagfluss, so wurde zu

der Zeit der Schlaganfall bezeichnet.

Maria fuhr seit einigen Jahren regelmäßig nach Vreden, um ihre Cousine Maria Elisabeth Berhardina Möllmann, geb. Rive (1811-1848), die auch gleichzeitig die älteste Schwester der adoptierten Alexandrine Rive war, zu besuchen. Die Cousine hatte 1834 in Dorsten geheiratet und war mit ihrem Mann Theodor Anton Joseph Möllmann in den kleinen Ort, der gleich an der holländischen Grenze lag, gezogen.

Bei einem Besuch, etwa um 1845, lernte Maria Lenzen den Rentmeister Ignaz ten Brink kennen, der ebenfalls in Vreden wohnte und ein Freund des Hauses war. Mit vollem Namen hieß der junge Mann Johann Bernard Ignaz ten Brink, er war zehn Jahre älter als sie, vornehm und gütig. Maria konnte sich sehr anregend mit ihm unterhalten. Dem jungen Mann gefiel das sehr. Die beiden verliebten sich ineinander und heirateten. Maria war 33 Jahre alt.

Die Eheschließung fand am 20. Juni 1848, im Hause ihres Vaters in Dorsten statt. Maria war kurz vorher gestürzt und hatte sich das Knie verletzt, sodass sie kaum laufen konnte. Doch nach den Feierlichkeiten wurde sie behutsam in einen Kutschwagen gesetzt und fuhr noch am gleichen Tag mit ihrem Mann nach Anholt.

Anholt war ein kleiner Ort direkt an der holländischen Grenze, wo Ignaz ten Brink seit 1847 als Verwalter der fürstlich Salm-Salm'schen Hauptdominalkassen tätig war und später mit Bewilligung des preußischen Königs zum Geheimen Domänenrat befördert wurde. Das Ehepaar ten Brink wohnte in der Dienstwohnung der Generalverwaltung an der Schlossstraße.

Durch die Hochzeit beendete Maria Lenzen ihre erste literarische Schaffensperiode. Jetzt war sie nur noch Frau ten Brink, und sie war glücklich. Ihre Schriftstellerei stellte sie gerne hinter den neuen Aufgaben zurück. Sie hatte bis dahin bereits mehrere Romane geschrieben, überwiegend mit historischem Inhalt.



Abb. 3: Maria ten Brink im Alter von ca. 34 Jahren.

Als 1850 ihr Sohn geboren wurde, war ihr Glück perfekt. Das Kind wurde auf den Namen Franz Maria Rötgen Ignaz ten Brink getauft.

In diesem Teil ihres Lebens drehte sich alles um den Haushalt, die Erziehung ihres Sohnes, die Arbeit ihres Mannes und ihre repräsentativen Pflichten als Frau Geheimrätin. Diese Aufgaben füllten sie ganz aus.

Das Haus von Maria ten Brink war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in Anholt. Auf Grund ihres großen organisatorischen Talents gründete sie in dem Ort auch einen Frauenverein. Sie führte ein offenes und gastliches Haus.

Zweimal in der Woche kamen die jungen Prinzessinnen des Fürstenhauses Salm zu Salm zu ihr zum Tee. Mit mehreren Frauen gründete sie den »Literarischen Zirkel« so wie er zu der Zeit auch in anderen Orten üblich war. Damit nicht nur geschätzt wurde, setzte sie es durch, dass abwechselnd aus der »Gartenlaube« und anderen Zeitschriften vorgelesen wurde. Gemeinsam mit den Frauen engagierte sie sich darüber hinaus auch in der Armenpflege.

Am 17. April 1857 starb der Sanitätsrat Dr. Rüdiger Sebregondi, der Vater von Maria Lenzen. Er wurde 73 Jahre alt. Etwa um diese Zeit entdeckte ein Dorstener Bürger bei einem Besuch in Rom einen Stein mit der Inschrift »di Sebregondi«. Ignaz ten Brink hörte davon, stellte Nachforschungen an, schrieb an den Papst und berichtete von dem Stein mit der Inschrift und auch davon, dass seine Frau eine geborene Sebregondi sei. Papst Pius IX erteilte mit Brief vom 17. September 1867 Maria ten Brink das Adelsprädikat, weil sie eine der letzten Nachkommen des Geschlechtes »di Sebregondi« war.



Abb. 4: Frau Geheimrätin Maria ten Brink, im Alter von 42 Jahren, mit ihrem Sohn Franz.

Franz ten Brink, ihr Sohn, wurde 1870 als Leutnant eingezogen. Maria verging fast vor Angst um ihn. Nach einem Jahr kehrte der junge Mann unversehrt zurück. Doch anschließend verließ er gleich das Elternhaus, um seinem Studium nachzugehen. Die Eltern sahen für ihn eigentlich eine Laufbahn als Offizier vor, aber der junge Mann interessierte sich für technischen Fortschritt und wollte Ingenieur werden.

Maria nahm um 1871 mit erneuter Freude ihre Lieblingsbeschäftigung wieder auf. Sie veröffentlichte zunächst Gedichte für junge Mütter und schrieb dann mehrere Novellen.

Nachdem Franz ten Brink seine Ausbildung beendet hatte, nahm er eine Arbeitsstelle bei der Eisenhütte Minerva an, die seit 1874 Isselburger Hütte genannt wurde, die ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für diesen Ort war, und die unter anderem bis 1918 alle Briefkästen der Kaiserlichen Post herstellte.

Ignaz ten Brink würdigt die Fähigkeiten seiner Frau als Schriftstellerin, doch ihm gefiel nicht, dass sie ihre Werke unter »Maria Lenzen« veröffentlichte. Schließlich konnte sie ihn davon überzeugen, dass der gewohnte Name besser für den Absatz der Bücher sei, als wenn sie unter »Maria ten Brink« auftreten würde. Sie nannte sich mit seinem Einverständnis von nun an Maria Lenzen, geb. di Sebregondi.

Ihr Mann Ignaz ten Brink ließ sich aus Krankheitsgründen vorzeitig pensionieren. Als Altersruhesitz kaufte er in Anholt ein Haus am Eiermarkt Nr. 83. Die Eheleute bezogen nun ihr eigenes Reich. Bald darauf, im Jahre 1875, starb Ignaz ten Brink.

Abermals war Maria Lenzen Witwe und erstickte fast in Kummer und Schmerz. Doch im Schreiben fand sie Trost und Kraft. Mit Hingabe und Leidenschaft arbeitete sie nun und saß oft die ganze Nacht hindurch bis in den Morgen hinein an ihrem Schreibtisch. Sie blieb in ihrem Haus in Anholt am Eiermarkt wohnen, wo sie sich wohl fühlte und

wo ihr Zuhause war.

Auch wenn Maria durch den Tod ihres Mannes sehr einsam war, so war es durchaus nicht still in ihrem Haus. Die Verleger gingen bei Maria Lenzen ein und aus. Ihre Manuskripte wurden gerne angenommen und ihre Bücher verkauften sich gut. Diese Zeit in Anholt war Marias zweite und größte Schaffensperiode.

Bisher hatte sie ihre Bücher bei Braun in Trier und bei Habel in Regensburg veröffentlicht. Als die weiteren Werke bei Bachem in Köln erschienen, war die Verbreitung wesentlich größer und breiter.

In ihren Werken beschrieb sie die Gedanken und Gefühle der Protagonisten sehr genau und arbeitete die Charaktere deutlich heraus. Sowohl der alte kauzige Adelige wird durch ihre Beschreibungen lebendig wie auch das junge schüchterne Dienstmädchen. Besonders das Denken und Fühlen einer Frau in den unterschiedlichen Lebenslagen stellte sie nachvollziehbar dar. Auch die Liebe zwischen einem Mann und einer Frau mit den Höhen und Tiefen, der Freude und dem Leid, schilderte sie, jedoch ohne dabei in schwülstige Ausschweifungen von Romanautorinnen abzugleiten, die es zu ihrer Zeit auch gab. Für sie war wichtig, dass sich die Frau weiterentwickeln und am Ende selbstbewusst auftreten konnte.

Die Handlungen spielten, anders als in ihren früheren Werken, nun in Westfalen, an der Lippe, am Niederrhein und im nahegelegenen Holland und sie beschrieb detailgenau die Schönheiten der Natur. Es waren hauptsächlich heimatliche Themen, denen sie sich zuwandte und aus denen sie die Handlungen ableitete. Das Leben des Adels spielte eine besondere Rolle, das sie im Schloss Anholt hautnah miterlebte.



Abb. 5: Frau Geheimrätin Maria ten Brink im Alter von 56 Jahren, als Novellendichterin unter dem Namen Maria Lenzen, geb. di Sebregondi, bekannt.

Maria Lenzen war eine Erfolgsschriftstellerin geworden und konnte sich durchaus mit anderen Schriftstellerinnen und Schriftstellern ihrer Zeit messen. Literarische Kreise wollten sie sogar mit Annette von Droste-Hülshoff auf eine Stufe stellen. Die beiden Frauen verband sehr viel miteinander. Beide Schriftstellerinnen lebten etwa zur gleichen Zeit, wurden katholisch erzogen und entzogen sich niemals den Anforderungen ihrer Familie, wenn z.B. Familienangehörige gepflegt werden mussten. Beide wurden von ihrer Familie in ihrem Schreiben schon früh unterstützt, verfassten zahlreiche Gedichte und Novellen. Sie nahmen ihre literarische Arbeit sehr ernst und waren davon überzeugt, große Kunst zu schaffen. Im Gegensatz zu einigen schreibenden Frauen, die zu dieser Zeit in kämpferischer Weise als Frauenrechtlerinnen auftraten, führten beide ein gesellschaftlich angepasstes Leben, leisteten aber in einer ruhigen und beharrlichen Art durch ihre Buchinhalte und über ihr Auftreten als Schriftstellerinnen einen Beitrag zur Gleichstellung von Frauen.

Die Bücher von Maria Lenzen wurden zu ihren Lebzeiten in hohen Auflagen gedruckt. Sie wurden im gesamten deutschsprachigen Raum gern gelesen und sie erhielten gute Kritiken. Heute würden wir von »Bestsellern« sprechen. So schrieb der »Bayrische Kurier«, dass sie in ihrem Roman »Trüber Morgen, goldener Tag« ein »sehr lebendiges Gesellschaftsgemälde gezeichnet« hätte, in dem »sowohl der Gang der äußeren Ereignisse als auch die psychologischen Entwicklungen« höchst interessant seien. Der Roman »Rau von Nettelhorst« wurde vom »Büchermarkt« als »von der ersten bis zur letzten Seite fesselnd« beschrieben, »in dem die Dichterin mit großem Geschick eine Reihe faszinierender Gestalten mit starken Charakteren und markigen Zügen« gezeichnet hatte.

Ihr literarisches Schaffen setzte sie auch noch in hohem Alter fort. Gerade in fortgeschrittenem Alter war die Dichterin sich ihrer Fähigkeiten durchaus bewusst und beachtete

die Kriterien, die sie gelernt hatte, um erfolgreich zu sein. Sie verstand es, die Leserinnen und Leser in den Bann zu ziehen und machte es ihnen möglich, dem Fühlen und Denken der Protagonisten nachzuspüren.

Im Jahre 1880 heiratete ihr Sohn Franz die »Jungfrau« Katharina, Louise, Fior(d)alice, Frazago, die in Florenz geboren wurde und Alice genannt wurde. Die jungen Leute blieben in Anholt bei Maria Lenzen im Hause am Eiermarkt wohnen, denn mittlerweile stand es mit der Gesundheit der Schriftstellerin nicht zum Besten. Wegen eines Bein- und Herzleidens konnte sie das Haus nicht mehr verlassen. Ihre Schwiegertochter Alice pflegte sie aufopfernd.

Maria konnte keine Reisen mehr machen, bekam aber häufig Besuch von ihren Schwestern Mechthild Wilhelmina (Mathilde) und Maria Elisabeth Friderica (Elise), auch von ihren Nichten, ebenso von Alexandrine Brümmer, geb. Rive, dann von dem Stadtmissionar und Redakteur aus Warendorf, Hubert Schumacher, und von mehreren Frauen aus Anholt. Ihre Schwester Elise hatte am 1. 8. 1843 Franz Anton Ortwin Naegele geheiratet und eine Tochter mit dem Namen Maria Elisabeth (Elise), mit der Maria Lenzen auch regen Schriftverkehr pflegte. Ihre Schwester Mathilde hatte am 20. 10. 1863 Caspar Luis Callenberg geheiratet. Alexandrine Rive, die im Hause Sebregondi als Adoptivtochter aufgenommen wurde, hatte mittlerweile Medizin studiert, promoviert und 1858 in Ahaus Gerhard Friedrich Brümmer geheiratet.

Still und friedlich starb Maria Lenzen am 11. Februar 1882 im Alter von 67 Jahren. Sie wurde auf dem städtischen Friedhof in Anholt an der Gendringer Straße neben ihrem Mann bestattet.

Der Stadtmissionar und Redakteur Hubert Schumacher übergab am 15. Mai 1907 den handschriftlichen Nachlass von Maria Lenzen dem Direktor des Gymnasium Petrinum in Dorsten, Dr. Joseph Wiedenhöfer, im Rahmen einer

Feierstunde zu Ehren der Schriftstellerin. Zum Nachlass gehörten 16 Waldlieder, 20 Frühlingslieder, 11 Herbst- und Winterlieder, 14 Abend- und Nachtlieder, 7 Wanderlieder und 57 weitere Gedichte, insgesamt 125 Lieder und Gedichte.

Mittlerweile wurde sowohl in Dorsten wie auch in Anholt jeweils eine Straße nach der berühmten Bürgerin benannt. An der Stelle wo ihr Geburtshaus bzw. ihr Wohnhaus gestanden hatte, wurde eine Gedenktafel angebracht.



Abb. 6: Das Grab der Schriftstellerin Maria Lenzen, die an der Seite ihres Ehemannes Ignaz ten Brink bestattet wurde. Viele Jahre nach ihrem Tod gestaltete der Töpfermeister Wilm Rinck diesen Grabstein, auf dem der Name der Schriftstellerin und darunter der Name des Künstlers zu lesen ist.

Benutzte Literatur

- Brümmer, Franz: Sebregondi, Maria Lenzen, geb. di. in: Allgemeine Deutsche Biographie, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 33, Leipzig, 1891, S. 509-510 (Onlinefassung); URL: <http://www.deutsche-biographie.de>
- Wiedenhöfer, Joseph (Herausgeber): Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Ausgewählte Gedichte. Aus ihrem handschriftlichen Nachlaß mit einer Lebensbeschreibung. Dorsten. Overmeyer 1908. 142S.
- Wiedenhöfer, Joseph: Maria Lenzen, in: Westmünsterland 6, 1919, S. 334-339.
- Wiedenhöfer, Joseph: Unsere Heimatdichterin Maria Lenzen, in: Vest. Kalender 8, 1930, S. 45-48
- Zelzner, Klaus: Maria Lenzen zum 150. Geburtstag, in: Unsere Heimat, Bocholt, 1965 (1964), S. 89-92.
- Stadtarchiv Dorsten A/B 139: Chronik der Stadt Dorsten, Erste Periode bis 1806.
- Stadtarchiv Dorsten A/B 140: Chronik der Stadt Dorsten, 1800-1830.
- Joseph Buerbaum: Beschreibung der zweiten Sekular-Feier des Progymnasiums zu Dorsten, am 26. Oktober 1842, nebst einer kurzen Geschichte der Stadt, des Franziskanerklosters und Progymnasiums. Münster, 1843.
- Katholisches Gymnasium zu Dorsten. Bericht über das Schuljahr 1907 von dem Direktor Dr. J. Wiedenhöfer. Inhalt: Schulnachrichten. Hierzu erscheint als Beilage Wiedenhöfer, Maria Lenzen, geb. di Sebregondi: Ausgewählte Gedichte mit einer Lebensbeschreibung. Progr. Nr. 449. Dorsten 1908.
- Moers, Edelgard (Hrsg): Maria Lenzen. Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts aus Dorsten und Anholt. Dorsten 2015.

Bibliografie Maria Lenzen

Maria Lenzen hat insgesamt 125 Lieder und Gedichte sowie 44 Romane und Erzählungen hinterlassen. Im Stadtarchiv Dorsten, in der Universitäts- und Landesbibliothek Münster und im Westfälischen Literaturarchiv Hagen sind einige ihrer Werke vorhanden. Zahlreiche Titel können antiquarisch erworben werden. Vgl. auch www.autorenlexikon-westfalen.lwl.org.

Selbstständige Veröffentlichungen:

Der Sieg des Glaubens. Eine Erzählung aus dem 2. Jahrhundert. Regensburg: Manz 1840; 2. Aufl. ebd. 1841. 128S.

Nekodas oder die Zerstörung Jerusalems. Eine Erzählung. Regensburg: Manz 1841. IV, 369S; 2. Aufl. ebd.: Verlagsanstalt 1891. 388S.; Neuauflage 1906.

Angela, die brave Tochter. Erzählung für die reifere Jugend. Regensburg: Manz 1842; 2. Aufl. Regensburg 1861. 112, 135S.

Nachdr.: *Marcel, der brave Sohn. Angela, die brave Tochter. Zwei Erzählungen.* 2. Aufl. Regensburg: Nat. Verlagsanstalt 1861; Neuauflage 1893.

Melete, oder der Sieg des Glaubens. Eine Erzählung aus dem 2. Jahrhundert. Seitenstück zu »Wisemanns Fabiola« Regensburg: Manz 1842. 191S.; 3. Aufl. ebd. 1867. 197S.

Die Bettler in Köln. Ein Roman. 3 Bde. Leipzig: Kollmann 1843. 752S.

Glandorf. Ein Roman. 3 Bde. Leipzig: Kollmann 1844. 472S.

Ciullo d'Alcamo. Ein historischer Roman. 3 Bde. Leipzig: Kollmann 1845. 520S.

Magnus Krafft. Ein Roman. 3 Bände. Leipzig: Kollmann 1847. 900S.

Das erste Jahr. Eine Weihnachtsgabe für junge Mütter. Köln: Bachem 1872. 71S.

Der Prozess. Eine Novelle. Linz: Braun 1871; Neuauflage Trier: Braun 1874. 168S.

Aus der Heimath. Gesammelte Novellen. 2 Bde. Köln: Bachem 1871. V, 443, 429S.; 2. Aufl. ebd. 1877. 872S. (Inhalt: *Die Getrennten; Schwarzgarten; Die Heimathlose; Aus verschiedenen Lebenskreisen; Die Frau von Holmerdamm; Die Glocke von Wallmoden*).

Zwischen Ems und Wupper. 2. Folge der Gesammelten Novellen. 2 Bde. Köln: Bachem 1872 (Inhalt: *Das Teufelschmiedchen; An der Balkenfurth; Die Wallfahrt; Rau von Nettelhorst; Hannchen; Die begrabenen Schuhe*).

Das Fräulein aus dem Sassenreich. Eine Historie vom Niederrhein. Köln: Bachem 1876. 301S.

Blumen der Heide. Drei Erzählungen. Trier: Braun (um 1880). 126S. (Inhalt: *Nachtstücke; Wessen Los gewann?; Die Auswanderer*).

Drei Erzählungen. Fritz Elmers Pflegesohn. Was sein muß, muß sein. Caroline. Trier: Braun (um 1880). 194S.

Auf einsamen Wegen. Novelle. Trier: Braun (um 1880). 215S.

Schloß und Haide. 3. Folge der Gesammelten Novellen. 2 Bde. Köln: Bachem 1877 872S.; 2. Aufl. ebd. 1872 (Inhalt: *Arme Kinder; Milian; Im Schwarzen Veen; Cornelis Janssen's Haus*).

Geheime Schuld. Novelle. Paderborn: Schöningh 1879. 393S.– *Sunehild. Eine historische Novelle.* Köln: Bachem 1879. 338S.

Eine Haideblüte. Novelle. Einsiedeln: Benziger 1880f. 107S. – *Unter Sommerlaub und Winterschnee. Gesammelte Novellen.* 5. Folge. Köln: Bachem 1881. 455S. (Inhalt: *Harte Köpfe; Die Rütenbroeks; Eine Haideblüte*).

Vor einem halben Jahrhundert. Gesammelte Novellen. 4. Folge. Köln: Bachem 1881. 437S. (Inhalt: *Landrichter Lange; Zwei Mal entführt; Die Sorge um fremdes Glück*)

Die begrabenen Schuhe. Novelle. Köln: Bachem, ohne Jahresangabe – *Trüber Morgen, goldner Tag.* Köln: Bachem 1885. 422S.; 5. Aufl. ebd. 1900. 422S.

Rau von Nettelhorst (Roman). Köln: Bachem 1886. 420S. *Blumen der Haide. Drei Erzählungen.* Leipzig: Braun 1886. 195S. – *Gefehlt. Novelle.* Köln: Bachem 1889. 216S.

Drückende Fesseln. Roman. Köln: Bachem 1894. 282S.; 2. Aufl. ebd. 1900.

Maria Lenzen, geb. di Sebrigondi. Ausgewählte Gedichte. Aus ihrem handschriftlichen Nachlaß mit einer Lebensbeschreibung herausgegeben von J. Wiedenhöfer. Dorsten. Overmeyer 1908. 142S.

Unselbstständige Veröffentlichungen in:

Kölnische Zeitung 1846f.: *Ein Lebensbild aus Westfalen; Die Heimatlose; Die begrabenen Schuhe; Die Wallfahrt*
Feuilleton der Kölnischen Volkszeitung 1876: *Harte Köpfe* (Novelle).

Sunehild, historische Novelle; Jg. 1868: *Aus verschiedenen Lebenskreisen. Größere Novelle*; Jg. 1869: *Schwarzgarten. Novelle.*

Dt. Hausschatz 1876, Nr. 32f.: *Milian. Novelle*; Jg. 1878f.: *Drückende Fesseln. Novelle.*

Alte und Neue Welt 1875: *Eine Haideblüthe. Novelle*

Münsterisches Sonntagsblatt 1879f. (Gedichte).

Mosaik. Novellen von M. Berger, W. Schwarz, Maria Lenzen di Sebrigondi, H. Herbert. Köln: Bachem 1884.

Groß 1885, S. 351: Auszug aus *Die Rütenbroeks.*

weitere Beiträge in: Deutsche Jugendzeitung (zwischen 1832-1852); Blätter für Scherz und Ernst 1834-1855; Pariser Moden-Journal 1839-1848; Der Ungar 1842-1849; Zeitung für die elegante Welt 1841-1850

Westmünsterland 6, 1919, S. 335-356: Gedichte aus ihrem Nachlaß. Hg. von J. Wiedenhöfer.

Briefe von Maria Lenzen: P. Neyer: Zwei unbekannte Briefe der Heimatdichterin Maria Lenzen, geb. di Sebregondi, in: ARE 11, 1935/1936, S. 45-48.

Unselbstständige Veröffentlichungen über Maria Lenzen: Kurzbiographie, in: Kölnische Volkszeitung vom 11.2.1882

Nekrolog, in: Münsterisches Sonntagsblatt 41, 1882, S. 148f.

J. Wiedenhöfer: Maria Lenzen, in: Westmünsterland 6, 1919, S. 334-339; ders.: Unsere Heimatdichterin Maria Lenzen, in: Vestischer Kalender 8, 1930, S. 45-48

K. Zelzner: Maria Lenzen zum 150. Geburtstag, in: Unsere Heimat, Bocholt, 1965 (1964), S. 89-92

E. Moers: Maria Lenzen. Heimatdichterin aus Dorsten. Eine Lebensbeschreibung, in: Heimatkalender der Herrlichkeit Lembeck und Dorsten e. V. 55. Ausgabe, 1996. (1995), S. 159-164

V. Konieczka: Nachbarn als Spiegel. Die Holländer aus Sicht der Dorstener Heimatdichterin Maria Lenzen (1814 – 1882), in: Heimatkalender der Herrlichkeit Lembeck und Dorsten e.V. 57. Ausgabe, 1998. (1997), S. 166-170

Erwähnungen in: Westfälischer Literaturführer 1992 (Stichw. Dorsten, Isselburg-Anholt).

Textnachweise

Sämtliche Gedichte stammen aus dem Nachlass der Autorin, die der Stadtmissionar Hubert Schumacher dem Gymnasium Petrinum in Dorsten übergeben hat; Joseph Wiedenhöfer (Hg.): Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Ausgewählte Gedichte. Aus ihrem handschriftlichen Nachlaß. Dorsten. Overmeyer 1908 – *Zum zweihundertjährigen Jubiläum des Gymnasiums Petrinum in Dorsten*. In: Joseph Buerbaum: Beschreibung der zweiten Sekular-Feier des Progymnasiums zu Dorsten, am 26. Oktober 1842, nebst einer kurzen Geschichte der Stadt, des Franziskanerklosters und Progymnasiums. Münster 1843. An der Balkenfurth – Auszug aus der Novelle *An der Balkenfurth*, in: Maria Lenzen, geb. di Sebregondi: Zwischen Ems und Wupper. Zweite Folge der Gesammelten Novellen. Erster Band. An der Balkenfurth. Köln 1872 (vollständig S. 239-445) – Auszüge aus zwei Briefen an ihre Nichte Elise Naegele, zitiert nach: Wiedenhöfer a.a.O., S. 53f.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Siehe Alte Straßen von Dorsten [CD, 1997, mit 450 Fotos, entstanden auf Grund der Initiative von Hartmut Butzert unter Mitwirkung von Wilhelm Schwiderek, Walter Biermann, Thomas Schröter und Hans Merfeld; Bezug über die Stadtinformation Dorsten; auch online abrufbar]

Abb. 2: Repro Jürgen Moers. Aus: Wiedenhöfer, Joseph (Hg.): Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Ausgewählte Gedichte. Aus ihrem handschriftlichen Nachlaß mit einer Lebensbeschreibung. Dorsten. Overmeyer 1908

Abb. 3-5: Ebd.

Abb. 6: Jürgen Moers.